

# DDR - Innenansichten in der Literatur

Ausgabe Nr. 53, 08. Oktober 2019



Es ist wieder Gedenkzeit: 70 Jahre DDR, 30 Jahre Mauerfall und, ein paar Monate später, 30 Jahre offizieller Anschluss der DDR an die Bundesrepublik Deutschland. Doch irgendetwas scheint dieses Mal anders zu sein. Es stehen nicht mehr nur die Themen Stasi und Mauertote im Vordergrund. War die Auseinandersetzung bisher geprägt von einem Bild von außen ist jetzt mehr Raum für die Brüche, die Widersprüche, den Alltag der real existierenden DDR. „Gundermann“ statt „Das Leben der Anderen“.

Die Zeit scheint reif für eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Versuch, in Deutschland eine sozialistische Gesellschaft aufzubauen, eine Auseinandersetzung jenseits von Vergötterung und Verdammung.

Was können Linke und was kann ein Sozialismus des 21. Jahrhunderts also lernen aus der DDR, aus den Siegen und Erfolgen, aus den Niederlagen und dem Scheitern?

Wir wollen auf die literarischen Innenansichten der DDR blicken und ziehen Autor\*innen wie Maxie Wander, Thomas Brasch und Peter Hacks zurate. Wie sahen sie *ihre* DDR? Welche Widersprüche haben sie verhandelt? Wie haben sie den Versuch der sozialistischen Gesellschaft bewertet? Und, nicht zuletzt, wie können wir diesen Texten heute angemessen begegnen – ohne zu verklären, aber auch ohne vorschnell aus der vermeintlich besserwissenden Position der Nachgeborenen zu verurteilen?

Das Wiederlesen und Bewerten von DDR-Literatur konfrontiert uns automatisch mit dem eigenen politischen und historischen Standpunkt. Es stellt daher besondere Herausforderungen an die gegenwärtige Lektüre. Diese Innenansichten entstehen nicht im luftleeren Raum. Ihre Lektüre muss daher nicht nur die Texte selbst, sondern auch ihre Kontexte beachten. Dazu zählen die sozialistische Begeisterung, das Engagement und der Idealismus, von dem eine Literatur getragen wurde, die innerhalb eines nicht-marktwirtschaftlich ausgerichteten Literaturbetriebs entstehen konnte. Die Proklamation einer eigenständigen DDR-Literatur seit den 1960er Jahren ging mit dem Aufbau eines eigenen Literaturkanons einher, der nicht nur identitätsstiftend nach innen wirken sollte, sondern der über die DDR hinaus mitunter zur Projektionsfläche für linke Lektüren wurde. Dazu zählen aber auch Kontexte, die das Sagbare und Nicht-Sagbare innerhalb genau dieses Literaturbetriebs dirigierte, wie die ästhetischen Vorgaben des sozialistischen Realismus und die offiziell nicht existente Zensur.

Diesen Herausforderungen begegnen wir in der aktuellen Ausgabe von zwei Seiten: Die Rezensionen nehmen literarische DDR-Texte kritisch in den Blick, und in Essay und Interview sprechen wir über das Schreiben, Lesen und Publizieren in der DDR.

Viel Spaß beim kritischen Lesen!

In der Januarausgabe #54 wenden wir uns dem Thema „Neoliberale Krisenbearbeitung“ zu. Weltverbessern ist die Mode schlechthin geworden. Innovative Ideen und Konzepte haben Hochkonjunktur. Der Knackpunkt: Zur Lösung aller Probleme wird vor allem das Individuum adressiert. Wer richtig konsumiert, trägt scheinbar seinen Teil bei zur Rettung der Welt. Soziale Lösungen? Fehlanzeige. Unangetastet bleibt der Kapitalismus als Produzent der Misere. Leider sind auch linke Debatten von diesen Denkmustern betroffen und lassen mehr und mehr radikale Ansätze hinter kurzfristigen Konzepten zurück. Wer, wenn nicht wir?

# „Wir wollten Öffentlichkeit und keine Zensur“



## Interview mit Peter Hinke

*Ein Gespräch über Kunst und Literatur im Untergrund und die Suche nach einer anderen DDR.*

**Peter Hinke, Sie haben 1988 die Zeitschrift *Sno'Boy* ins Leben gerufen. Was war das für eine Zeitschrift? Aus welchem Impuls heraus haben Sie *Sno'Boy* gemacht?**

Der *Sno'Boy* war eine literarische Zeitschrift mit fotografischen Beigaben, aber auch mit Cartoons, Grafiken, Schallfolien und dergleichen. Die Zeitschrift entstand in erster Linie aus dem Impuls heraus, Texte zu veröffentlichen, die wir selbst gern lesen würden – und wir wollten natürlich keiner Zensur unterliegen.

Einige Texte sind eher Reportagen, besser gesagt, sie sind eine Gratwanderung zwischen Literatur und Journalismus. Texte über den Abriss der Leipziger Universitätskirche zum Beispiel oder über den Fotografen Robert Capa, der 1945 in Leipzig mit den US-amerikanischen Truppen einmarschiert war und natürlich auch Bilder gemacht hat. Das waren Tabus, wir wollten aber gern etwas darüber machen. Aus heutiger Sicht wirken manche dieser Einlassungen vielleicht banal oder lächerlich. Mir ging es zum Beispiel in einem eigenen Artikel zur Sprengung der Universitätskirche im Jahre 1968 darum, aufzuzeigen, dass eine Kritik an einer solchen Aktion in den späten 1980er Jahren möglich sein musste, wenn man nach vorn schauen wollte. Ich habe auch damals wirklich daran geglaubt, dass man mit solchen Diskussionen etwas erreichen kann.

**Der *Sno'Boy* war eine Zeitschrift im Selbstverlag, die illegal im Untergrund erschien. Was hatte der Samisdat für eine Bedeutung für die DDR-Opposition? Gab es eine Samisdat-Szene?**

Den Begriff „Samisdat“ kannten wir damals nicht, später musste ich ihn erst einmal nachschlagen. Wir haben einfach losgelegt und uns keine Gedanken gemacht. Ich glaube, zu unserer Zeit war der Staat auch total überfordert mit sich. Nur einige Jahre vorher wäre das sicher anders gewesen, wir hätten dann sicher große Probleme bekommen. Wir waren frech und naiv, ich selbst glaubte mich auch gewappnet, falls es Schwierigkeiten mit der Staatssicherheit gegeben hätte. Ich weiß nicht mehr, ob wir Angst hatten. Es war für uns eher ein Räuber-und-Gendarm-Spiel. Ich selbst fühlte mich nicht unsicher, auch immer vor dem Hintergrund, dass ich das Land nicht verlassen wollte wie so viele andere. Ich war aber wütend darauf, dass dieser Staat durch seine Bevormundung, seine Gängelei, so viel verschenkte, so viele Menschen hoffnungslos machte und in den Westen trieb. Ich glaubte daran, dass die nächste Generation, also wir, eine bessere DDR machen könnten.

Die Samisdat-Szene war untereinander lose bekannt, einige waren politisch viel aktiver als wir, andere wiederum machten reine Kunsteditionen. Beides schloss sich nicht aus. Ich glaube aber schon, dass es in den meisten Projekten erst einmal darum ging, ein Ventil zu öffnen, rauszukommen aus den herkömmlichen Denkweisen. Sicher ging es auch um den Wunsch nach Verdrängung, aber gerade bei den künstlerisch-literarischen Projekten ging es darum, sich überhaupt erst einmal zu zeigen. Obwohl die Auflagen sehr klein waren, bekam man immer auf irgendeinem Wege die Veröffentlichungen zu lesen, auch aus den anderen Städten. In Leipzig war sicher der *ANSCHLAG* das literarisch-künstlerische und gestalterisch anspruchsvollste Projekt

dieser Art.

**Wie haben Sie *Sno'Boy* produziert, und wie lief der Vertrieb? Wer war an der Zeitschrift beteiligt?**

Wir hatten eine Auflage von ungefähr 50 Exemplaren, bei bis zu 99 Exemplaren ging so ein Projekt als „grafisches Werk“ durch, rechtlich gesehen war das ein Spagat. Wir hatten aber bestimmt über 500 Leser, die Zeitschrift ging von Hand zu Hand. Der *Sno'Boy* war fest gebunden und hatte ein Foto-Cover. Wir benutzten alle möglichen Vervielfältigungsformen: Schreibmaschine, Lichtpausen, Fotografen mussten 50 Originalabzüge bringen. Und natürlich gab es damals noch keine frei verfügbaren Xerografiegeräte, wir verwendeten aber heimlich Geräte der Deutschen Bücherei. Und der *Sno'Boy* war schön und per Hand gebunden.

Die Zeitschrift wurde von Frank Pötzschmann und mir 1988 begründet, ich zeichnete dann nach der Ausreise Franks allein verantwortlich. Auch meine Adresse stand in jeder Ausgabe, es war mir wichtig möglichst „offiziell“ zu sein, obwohl das ja nicht wirklich möglich war.

**Welchen Stellenwert haben Samisdat-Zeitschriften wie *Sno'Boy* innerhalb der DDR-Literatur?**

Der *Sno'Boy* ist eine schöne Randnotiz der DDR-Literatur. Ungewöhnlich ist sicher die Mischung verschiedener Genres. Fotografie oder auch Comics – für uns arbeitete unter anderem der heute bekannte Zeichner Thommy Schwarwel – fand man in anderen Zeitschriften weniger.

**1990, kurz nach der Wiedervereinigung, haben Sie die Connewitzer Verlagsbuchhandlung gegründet. Dort veröffentlichten später auch mehrere Autor\*innen des *Sno'Boy*.**

Ja, das ist großartig und freut mich selbst sehr. Zum Beispiel haben die Dichter Thomas Böhme und Thomas Kunst mehrere Bücher bei uns veröffentlicht, die Zusammenarbeit reicht bis ins Heute. Auch die Leipziger Fotografin Karin Wieckhorst ist hier weiter sehr präsent. Ein wichtiger Autor war auch der leider viel zu früh verstorbene Holger Jackisch.

**Wie hängen diese beiden Projekte, Verlagsbuchhandlung und Zeitschrift, zusammen?**

Es gibt einen roten Faden: Lyrik, Fotografie, Leipzig. Wir haben einfach auf dieser Linie weitergemacht. Ich gründete dann im September 1990 noch eine Zeitschrift mit dem Namen *Connewitzer Kreuzer*. Diese griff viele Intentionen des *Sno'Boy* auf, entwickelte sich aber später unter neuer Führung zu einem Leipziger Stadtmagazin, welches bis heute existiert. Auch hier, 1990/1991, fand man journalistische Texte mit gehobenen literarischen Ansprüchen, Foto-Essays, Comics, Texte zur DDR-Kunst, zur Musik.

**Wollten Sie den Untergrund in die Öffentlichkeit bringen?**

Es gab keinen „Plan“ oder so. Über „Untergrund“ haben wir nicht nachgedacht. Wir wollten Öffentlichkeit und keine Zensur. Meine eigene Rolle sah ich in der des Mittlers, des Entdeckers. Der Galerist Judy Lybke, der übrigens auch in dieser Zeit sehr aufmerksam die künstlerischen und literarischen Zeitschriftenprojekte verfolgte und dem ich damals bei einem bibliographischen Projekt darüber zuarbeitete, sprach einmal in einem Interview über seine Arbeit von der Rolle eines „Fährmannes“, der die Künstler auf den Weg bringt. So würde ich das für mich auch benennen.

**Die DDR-Literatur ist heute selbst Gegenstand der Literaturgeschichtsschreibung geworden. Es gibt einen festen Kanon, mit dem vor allem die Erfahrungen der Repression in der DDR reproduziert werden. Wie könnte man überhaupt „die“ DDR-Literatur definieren?**

„Die“ DDR-Literatur gab es nicht, es gab alle Facetten und unterschiedlichste Ausrichtungen.

### **Welche Texte haben Sie damals besonders geprägt?**

Texte von Wolfgang Hilbig, Holger Jackisch, Erich Loest, Christoph Hein, Stephan Heym, Christa Wolf und Andreas Reimann. Vieles liest man immer wieder.

### **Welche Texte gilt es Ihrer Meinung nach zu lesen oder wiederzuentdecken?**

Es ist wirklich spannend, einmal unbefangen in alte Anthologien, Zeitschriften, Zeitungen einzutauchen. Man kann hier viel entdecken, was möglich war und was nicht.

**Es gibt immer wieder Forderungen nach dem großen „Wenderoman“. Zugleich ist in der Gegenwartsliteratur ein großes Interesse an der DDR zu verzeichnen, die heute verstärkt zum literarischen Gegenstand wird.**

Ich schaue auch immer nach dem Roman, der die unglaublichen Momente festhält, auch die Augenblicke, als alles möglich schien. Bei Clemens Meyer findet man solche Momentaufnahmen, die regelrecht leuchten und die Euphorie dieser Zeit festhalten. Oder eben Figuren zeichnen, Menschen, die es heute nicht mehr oder kaum noch gibt. Ansonsten braucht es vielleicht Abstand, um einen großen Roman zu schreiben. Problematisch finde ich, dass unser Blick zurück immer mehr beeinflusst wird durch eine „offizielle“ Geschichtsschreibung. Man darf nicht vergessen, dass jeder von uns die DDR und den Herbst 1989 anders erlebt hat. Bei einem späteren Buchprojekt unserer Connewitzer Verlagsbuchhandlung, bei „Haare auf Krawall“, einer Geschichte über DDR-Jugendsubkulturen, werden zum Beispiel von den Leipziger Montagsdemonstrationen andere Facetten gezeigt als die, von denen wir heute lesen und hören.

Ich glaube, der Umsturz 1989 war eben nur möglich durch die Vielfältigkeit derer, die damals bewusst oder vielleicht auch unbewusst gegen den Staat aufstanden und eine Einheit des Widerstandes bildeten, die aber schon einige Wochen später in Auflösung war, denn zu verschieden waren doch die Menschen in dem, was sie letztlich wollten. Ich selbst war in verschiedenen Projekten aktiv, wurde aber mit der eigenen Zeitschrift durch die rasenden Verhältnisse regelrecht überfahren, zu schnell ging das. Ich würde mich mit dieser Arbeit als ein Tropfen im Meer dieser Zeit sehen und als staunenden Beobachter.

*Das Interview führte Stephanie Bremerich.*

**Zitathinweis:** kritisch-lesen.de Redaktion: „Wir wollten Öffentlichkeit und keine Zensur“. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1577>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Zwischen den Zeilen



## Essay von Kathrin Gerlof

*Wer in der DDR blieb, suchte nach dem, was nicht auf den ersten Blick sichtbar war. Doch was wurde gefunden? Und was bleibt davon?*

Essay von [Kathrin Gerlof](#)

Vom Ende gedacht, haben wir uns arrangiert. Wir meint nicht alle. Die deutsche Sprache unterscheidet kein inklusives und exklusives Wir. Es bedarf der Erklärung, wer eingeschlossen ist und wer nicht. *Wir* zieht entweder einen Zaun oder nimmt alle in Haft. Die Wahrheit kann beides nicht sein.

Die Lesenden und die Schreibenden in der DDR, diesem untergegangenen Teil Deutschlands, das von denen, die es regierten, sehr gern als Leseland bezeichnet wurde. Auch so ein Wir. Mit Zaun. Wir haben gelesen. Ja. Und andere haben für uns geschrieben. Da hören dann die Gemeinsamkeiten auch schon auf. Denn wie wir gelesen haben und was geschrieben wurde, ließ sich durch alle noch so ausgeklügelte Gleichmacherei nicht bändigen.

Es gab bei vielen eine stille Übereinkunft darüber, was man mitzubringen hat, soll das Lesen zum Vergnügen werden und das Schreiben möglich bleiben. Auch das stimmte hinten und vorne nicht, aber als Behelf war es geeignet. Zwischen den Zeilen, so lautete die Übereinkunft, ist es nicht leer. Zwischen den Zeilen ist nicht nichts.

## Die Unvereinbarkeit zwischen Realismus und Moderne

Jeder Text trägt die Möglichkeit der weiteren Ebene in sich, des Subtextes, des Verborgenen, das uns Genugtuung oder nur Vergnügen sein kann. Nein. Nicht jeder. Es war wohl zu unterscheiden zwischen denen, die geradeaus, ihr Herz auf der Zunge und die Vorgaben im Kopf, die von Johannes R. Becher beschworene affirmative Funktion des Geschriebenen erfüllten, und jenen, die sich quälten damit, dem Widerspruch, Unsagbaren und Unsäglichen Ausdruck zu verleihen. Große Literatur ist nur aus einem entstanden.

Das von Johannes R. Becher entworfene Planziel einer „gebildeten Nation“, nach dem jeder Mensch dazu berufen wäre, Dichtung auszuüben oder aufzunehmen, weil sie keine Sache von Auserwählten sei, war, wäre sie in der Folge frei von Zwang und Übergriff gewesen, keine schlechte Sache. Aber es kamen die Kampf Begriffe, von denen Dekadenz nur einer war.

Es wurde ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen Realismus und Moderne konstruiert, woran auch Stephan Hermlins Bekenntnis zur Moderne auf dem VIII. Schriftstellerkongress 1978 nichts änderte, das sich auf die Bedeutung der bürgerlichen Literatur und Literatur des Spätbürgertums berief. Die Rehabilitierungsbemühungen für die Moderne, Volker Braun und Franz Fühmann zum Beispiel kämpften darum, trugen vorerst keine Früchte.

Spät, zu spät, wurde die These von der Unvereinbarkeit des Sozialistischen Realismus mit der Bürgerlichen Moderne zurückgenommen, wurde die Moderne einverleibt ins kulturelle Erbe. Wie

auch das Preußische plötzlich seinen Kult fand, weil es, selektiv betrachtet, geeignet schien, uns eine heroische Geschichte zu verpassen, die vor 1945 anging und nicht Geschichte der Arbeiterbewegung war.

## Die Kunst der Hiergebliebenen

Da blieben noch vier Jahre bis zum Ende des Landes, das im Aufbruch schon den Zusammenbruch in sich trug. Da waren jene, die ihre Botschaften und ihre Verzweiflung nicht mehr zwischen die Zeilen packen wollten, längst fortgegangen oder vertrieben worden. Hatten das andere Wir, Uns, in unseren schrankbewandeten oder zusammengezimmerten Wohnstuben zurückgelassen oder zurücklassen müssen.

Und Wir waren Meisterinnen und Meister darin geworden, zwischen den Zeilen Ermutigung zu finden oder eben all das, was Wir gern gesagt hätten, aber nicht zu sagen wagten. Zumal es immer, bis ganz zum Schluss, diese Hiergebliebenen gab, deren Kunst zu groß, zu renommiert und nicht nur im eigenen Kosmos geblieben war, als dass sie hätte unterdrückt werden können. Heute ist der Kanon derer, die da genannt werden, Expertenwissen, bis auf eine stets wiederkehrende Namensreihe, die alphabetisch geordnet beim Buchstaben W wie Maxi Wander und Christa Wolf endet.

## Die Verantwortung der Schreibenden

Und gerade Christa Wolf hatte sich, drei Jahre vor dem Aufbruch/Ende des Landes vielseitig und vielsagend zur „Dimension des Autors“ geäußert. In den frühen Texten des so geheißenen Sammelbandes noch mit jener Zuversicht, die vielen eigen war:

*„Das große Thema unserer Zeit ist: Wie aus der alten eine neue Welt aufsteigt. Das kann kaum irgendwo deutlicher, erstaunlicher, schärfer und konfliktreicher vor sich gehen als in unserem Land. Als Schriftsteller muss man es ‚nur‘ sehen.“ (Wolf 1965)*

Abgeklärter und zugleich möglicherweise schon verletzt nur acht Jahre später:

*„Mit dem Wissen allein ist es ja nicht getan, und wie einfach wäre es doch, wenn nur die äußeren Umstände einen hindern könnten, ‚alles‘ zu sagen, was man weiß; denn wenn auch wahr ist, daß geschrieben wird, um bisher Unbekanntes auszusprechen, so kann man doch auch in jeglicher Literatur – selbst großer Autoren – nachweisen, daß sie dazu gebraucht wurde, manches zu verdecken.“ (Wolf 1973)*

Ha! haben Wir zwischen den Zeilen Lesenden gerufen, nur um gleich im nächsten Absatz von der Autorin zurückgeholt zu werden:

*„Und gerade diese Auseinandersetzung des Autors mit sich selbst, die zwischen den Zeilen, hinter den Sätzen stattfindet: an die Grenze des ihm Sagbaren kommen und sie womöglich an einer unvorhergesehenen Stelle zu überschreiben, und es doch nicht zu können, nicht zu dürfen, weil er ein selbstgesetztes Tabu nicht ungestraft berühren kann, gegen das Verbot eines Zensors belanglos wird: und diese Hochspannung macht den Reiz des Schreibens aus und, wenn man sie erst entdeckt hat, den Reiz des Lesens...“ (Wolf 1973)*

Meisterlich und meisterhaft, den Schreibenden fast alle Verantwortung aufzuerlegen, die Zensur nicht zu verschweigen, die Texte zwischen den Zeilen als das Eigentliche und im Zweifelsfall das wahre Lesevergnügen zu beschreiben. Und bleiben zu können, weil es dann doch immer in Zukunft schreiben war, was man tat und nebenan nicht als Alternative galt.

## Zwischen Realität und dem Verkündeten

Es konnte noch als Glück gelten, dass jene, die gegangen waren oder worden sind, gleich nebenan und doch in einer völlig fremden Welt in ihrer Sprache schreiben konnten, um verstanden oder missverstanden zu werden. Denen wurde in der DDR offiziell keine Träne nachgeweiht, jedenfalls nicht außerhalb unserer schrankbewanderten oder zusammengezimmerten Wohnzimmer. „Wem aber dient Biermann mit solchem Machwerk? Für die Brautnacht mit der neuen Zeit seien unsere Herz- und unsere Lendenkräfte noch zu schwach. Also spricht Biermann. Er soll doch seine eigenen persönlichen und politischen Schwächen nicht als den Aggregatzustand unserer Gesellschaft ausgeben. Er kommt mit unserer neuen Zeit nicht zurecht. Daran ist aber nicht die neue Zeit schuld.“ So las es sich im Zentralorgan *Neues Deutschland*, aufgeschrieben von einem Mann, der kurze Zeit später stellvertretender Kulturminister der DDR wurde.

Und Wir machten uns unsere sehr unterschiedlichen Reime darauf und lasen weiter zwischen den Zeilen. Wir hatten längst eine Umdeutung des Begriffs Dialektik vorgenommen, die darin bestand, dass wir im Abgleich des Verkündeten mit der Realität und der kosmisch großen Lücke, die zwischen beidem klaffte, grinsend davon sprachen, dies sei eben Dialektik. Das Gesagte müsse mit dem Getanen nicht übereinstimmen. So hatte es Hegel nicht gewollt und Marx nicht gemeint, aber Wir fanden, dem real Existierenden damit schon ausreichend vom Kopf auf die Füße geholfen zu haben.

Und Wir lasen, was die Schreibenden darüber dachten, und fanden unser Vergnügen dabei. Oft auch Ermutigung, die jedoch nicht zwingend ins eigene Tun und Sagen mündete.

Das andere Wir bestand aus kleinen Gruppen Menschen, die sich in abendlichen Runden – man könnte es etwas hochtrabend Salons nennen – darüber verrückt redeten, was nun mit diesem Buch, jenem Text und der darauffolgenden Reaktion in den Feuilletons, von denen Wir wussten, dass die noch am stärksten den Anweisungen höherer Mächte folgten, wirklich und wahrhaftig gemeint war. Den Zeiten nachzuweinen, in denen Wir davon ausgehen konnten, dass der oder die Gegenüber das gleiche Buch gelesen hat, weil es dann doch so wahnsinnig viele nicht gegeben hatte, der Kanon der Autorinnen und Autoren immer überschaubar blieb und sowieso galt, dass was als Lizenz aus westlichen Ländern in die Buchläden fand, gelesen werden musste, ist nicht angebracht. Denn es waren zugleich auch jene Zeiten, in denen vieles, was geschrieben werden wollte oder geschrieben worden war, nicht zu uns fand, und dies nicht, weil es schlecht, stattdessen oft, weil es zu gut war. Aber es ist schwer, zu vermissen, was man gar nicht kennt.

Stattdessen an einem wie Volker Braun festhalten, von dem Manfred Jäger 1977 schrieb: „Das prekäre Verhältnis von Wort und Tat stehen im Zentrum von Brauns Überlegungen. Dabei stößt er rasch auf die Schwierigkeiten, die aus der eingeschränkten Öffentlichkeit in seinem Land herrühren.“ (Jäger 1977) Und stellt fest:

*„Brauns philosophischer Denkstil und seine damit einhergehende anspruchsvolle Diktion führen nicht gerade dazu, daß die Interessenten in hellen Scharen herbeiströmen. In gewissem Sinne bedeutet gerade diese Eigenart, die Stärke und Schwäche dieses außerordentlichen Schriftstellers ausmacht, eine Schutzzone für ihn. Das Ausmaß seiner möglichen Wirkungen erscheint den Herrschenden doch einigermaßen kalkulierbar.“ (Jäger 1977)*

## **Die böse Mutter Partei**

Auch das wussten oder ahnten Wir, wenn Wir zwischen den Zeilen suchten und erklärten es uns oft damit, dass die da oben zu ungebildet seien, den Sprengstoff zu erkennen, den Wir zu finden geglaubt oder wirklich gefunden hatten.

So in der Novelle „Der fremde Freund“ von Christoph Hein, dessen Protagonistin auf eine lähmend stille Art wie viele leidet und doch irgendwie nach vorn lebt, ohne dass erkennbar wird, was denn vorn Begehrtes sein könnte. Aber was wussten Wir schon von jenen, die gar nicht erst zum



Schreiben gekommen waren in diesem Wir-Land. So einer wie Gerhard Zwerenz, den wir vielleicht auch gar nicht – oder doch? – gut gefunden hätten und der 1977 in einem Interview mit Michael Günther für die linke West-Literaturzeitschrift *alternative* auf die Frage, warum ihm in der BRD – er ist 1956 aus der SED ausgeschlossen worden und hat 1957 in der BRD angefangen, zu publizieren – die Partei eine Zeit lang gefehlt habe:

*„Ja. Das ist der Mechanismus, der uns damals nicht ganz klar geworden ist, der wohl erst durch Biermann jetzt ganz deutlich geworden ist: man fühlt sich drüben in der Partei in einem Kollektiv, man hat ein idyllisches Gefühl der Geborgenheit. Aber in dem Moment, in dem das in Disziplinierung umschlägt, wird aus der guten Mutter Partei die sehr strenge, die böse Mutter Partei. Man ist in diesen Familienbanden gefangen und man gewöhnt sich dran, immerzu gegen diese Mutter anzuschreiben.“ (Zwerenz 1977)*

Und ihm sei, sagt Zwerenz noch, bei Biermann klargeworden, dass der immer gegen diese böse Mutter angemotzt habe, die ihm nun in der BRD fehle als böse Figur, weswegen er nicht mehr wüsste, wogegen anschreiben.

## **Mit was Wir uns auseinandersetzen müssen**

Mit dieser Art des Einverständnisses, des stillen, das sich im Privaten traute, gebrochen zu werden, haben Wir uns im Nachhinein auseinanderzusetzen, auch wenn es – ehrlich geschrieben – heute kaum noch jemanden interessiert. Es kann nur noch für uns wichtig sein. Um eine gewisse Immunisierung gehen, gegen andere Verlockungen, die nun der Markt und nicht die Familie Partei bereithält. Die Billigung der Verhältnisse, wenn sie denn genügend Raum zwischen den Zeilen oder eben ausreichend Masse bereitstellt, in der das Hervorragende genauso verschwinden kann, wie der Schrott seine Bedrohlichkeit verliert, ist doch recht einfach zu haben.

*„Angestrengte Selbstkontrolle vorausgesetzt, sind Unbestechlichkeit und taktisches Verhalten durchaus miteinander vereinbar“, schrieb Manfred Jäger über Volker Braun in *TEXT+KRITIK*. Braun prüfe, wenn er mit dem Kopf durch die Wand wolle, an welcher Stelle dies vielleicht möglich sei, „anstatt blind draufloszurennen“. Braun, der das Wort „vorläufig“ so mochte – für uns Dialektikerinnen und Dialektiker des gehobenen Stammtisches ein schönes Wort: Es könnte ja noch was Anderes kommen. Christa Wolf, die nie aufhörte, zu glauben: „Die Literatur einer neuen Gesellschaft hat schon immer versucht, eben dieser ihrer Gesellschaft zum Bewußtsein ihrer selbst zu verhelfen.“ (Wolf 1964)*

Und 17 Jahre später:

*„So zu schreiben, daß die Gesellschaft, in der man lebt, den größten Nutzen davon hat. Das bedeutet: kritisch. Die Gesellschaft durch Kritik auf das aufmerksam machen, was ihr helfen könnte, zu leben und zu überleben. Davon kann ich mich auf keinen Fall abhalten lassen.“ (Wolf 1981)*

Wir, die zwischen den Zeilen lasen, auch dann noch, als längst klar war, dass es ganz und gar schiefläuft.

Und da hilft auch nicht, was Gerhard Wolf im November 1989 in einem Sonderband *TEXT+KRITIK* zur DDR-Literatur noch einmal festhielt: „Literatur spricht die Sprache lebendiger Autoren zu jeder Zeit, mit ihr geboren und gegen sie gerichtet.“ Weil es ja doch sein kann, dass ihnen verwehrt bleibt, das einzulösen.

Unbeantwortet bis heute die Frage, ob trotz oder wegen der „verheerenden Folge mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie“ (Volker Braun) so gute und über das Untergegangene hinausreichende Literatur entstanden ist. Wird beides stimmen. Ist das schon Dialektik?

## Verwendete Literatur

Christa Wolf: Die Dimension des Autors, Aufsätze, Essays, Gespräche, Rede. Aufbau Verlag Berlin und Weimar, 1986

Gerd Dietrich: Kulturgeschichte der DDR, Band III 1977-1990, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 2018

Manfred Jäger: Text+Kritik Zeitschrift für Literatur, Ausgabe 55, edition text+kritik gmbh, 1977

Michael Günther: alternative Zeitschrift für Literatur und Diskussion, Interview mit Gerhard Zwerenz, Ausgabe 113 Schriftsteller der DDR BRD geben zu Protokoll, Alternative Verlag GmbH, 1977

Gerhard Wolf: alternative Zeitschrift für Literatur und Diskussion, Ausgabe 113, Schriftsteller DDR BRD geben zu Protokoll

**Zitathinweis:** Kathrin Gerlof: Zwischen den Zeilen. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1580>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Der feministische Geist der Utopie



**Maxie Wander**  
Guten Morgen, du Schöne  
Mit einem Vorwort von Christa Wolf

*19 Frauen erzählen über Politik, Sex, Männer und ihr Leben in der DDR.*

Rezensiert von [Friederike Jahn](#)

Hat Maxie Wander ein feministisches Statement ihrer Zeit verfasst? Mit „ja“ zu antworten wäre zwar verlockend, aber doch nicht ganz richtig: Denn Frauen zu DDR-Zeit zu porträtieren und dies deshalb als emanzipatorisches Werk zu verkaufen, wäre zu einfach. Maxie Wander selbst schrieb in einem Brief anlässlich der Veröffentlichung ihres Buches in der Bundesrepublik 1978, sie wolle sich vom übrigen „Feministinnen-Rummel absetzen“, schließlich sei die Emanzipation in der DDR weit vorangeschritten. Sie musste auch darum kämpfen, dass die Westausgabe des Buches letztlich so erschien, wie sie es konzipiert hatte. Schließlich erschien das Buch, aus ideologischen Gründen um zwei Protokolle gekürzt, auch im Westen und erreichte dort eine erstaunlich hohe Auflage. In Ostdeutschland kam es schon bei seiner Veröffentlichung 1977 in kürzester Zeit auf die Bestsellerlisten. Es ist eines dieser Bücher, die man verschlingt und bei jeder zweiten Seite „Oh ja“ oder „Genau!“ rufen möchte. Es berührt im Inneren, und es fühlt sich an, als säße man den Frauen, die über ihr Leben erzählen, direkt gegenüber. Obwohl die Welt, die sie schildern, so weit weg scheint, ist „Guten Morgen, du Schöne“ auch heute noch unglaublich aktuell.

## Die ZuhörerIn

Der Untertitel des Buchs lautet „Protokolle nach Tonband“. Die versammelten Texte erscheinen allerdings nicht in einer gewohnten Protokollform, die Interviewsituation wird nicht abgebildet und minutiös und wortgetreu dokumentiert. Vielmehr sind in 19 Kapiteln 19 monologhafte Erzählungen von 19 Frauen versammelt. Sie erzählen aus ihrem Leben, von ihrem Beruf, dem persönlichen Werdegang, Politik, der deutschen Vergangenheit, Liebe und Sex. Das Inhaltsverzeichnis bietet lediglich einige wenige Informationen über die Frauen, die in Alter, Beruf, Familienstand und Anzahl der Kinder nicht unterschiedlicher sein könnten. Weitere Einführungen gibt es nicht. Dies erscheint jedoch auch nicht nötig, denn die jeweiligen Kapitel sprechen für sich. Durch den persönlichen Erzählstil jeder einzelnen Frau werden sowohl die Autorin als auch die Leserin in die Lebenswelt der jeweils erzählenden Protagonistin eingebunden.

Die Themen sind nicht immer die gleichen, sondern relativ offen, und so geht es sowohl um die (politischen) Einstellungen der Frauen als auch um ihre Wünsche und Ängste. Maxie Wander schafft es nicht nur, die Frauen auf eine sehr offene Art erzählen zu lassen. Es gelingt ihr darüber hinaus, die individuelle Art der Erzählung in eine Form zu bringen. So entsteht ein verdichtetes Gespräch, in dem die Autorin selbst zwar nicht mehr persönlich als Interviewerin anwesend ist, aber dennoch im Text immer spürbar bleibt. Maxie Wander versteht es geradezu virtuos, die Texte zusammen zu stellen, sie „hat ausgewählt, gekürzt, zusammengefasst, umgestellt, hinzugeschrieben, Akzente gesetzt, komponiert, geordnet – niemals aber verfälscht“ (S. 14), wie Christa Wolf in ihrem Vorwort zum Werk schreibt. Und streng genommen fungiert Wander nicht als Autorin, denn

obwohl sie die Texte selbst niedergeschrieben und zusammengestellt hat, ist sie doch vielmehr Protokollantin und Kompilatorin. Manchmal spricht eine der Frauen die Autorin persönlich an, wodurch die Leserin an ihre Anwesenheit im Hintergrund erinnert wird. In der wörtlichen Rede ist sie hingegen nicht präsent. So entsteht gewissermaßen eine ambivalente Autorinnenschaft, die sich zwischen den beiden Interviewparteien und der Verdopplung der Stimmen durch das mündliche Tonband-Statement der Frauen auf der einen Seite und der schriftlichen, literarischen Fixierung durch Wander auf der anderen Seite ergibt.

Maxie Wander war eine feinsinnige, unaufdringliche und geduldige ZuhörerIn, die Berichte der Frauen in den Aufzeichnungen sind schonungslos offen. „Ihr Talent war es, rückhaltlos freundschaftliche Beziehungen zwischen Menschen herzustellen; ihre Begabung, andere erleben zu lassen, daß sie nicht verurteilt sind, lebenslänglich stumm zu bleiben.“ (Wolf, S. 12) Es scheint daran zu liegen, dass Maxie Wander keinen Auftrag und keinen Leitfaden hatte, sondern einfach dem zuhörte, was die ihr gegenüber sitzenden Frauen zu erzählen hatten. Die Autorin selbst sagt in einer dem Werk vorangestellten Vorbemerkung: „Vielleicht ist dieses Buch nur zustande gekommen, weil ich zuhören wollte.“ (S. 10)

Es wäre töricht, zu behaupten, dass jedes Buch, welches eine Frau über Frauen schreibt, automatisch auch autobiografisch zu lesen und zu verstehen ist. Trotzdem ist die Biografie Maxie Wanders, die 1933 in einem Wiener Vorort als Elfriede „Fritzi“ Brunner geboren wurde, eng mit dem Buch verknüpft. Ihre Eltern waren überzeugte Kommunist\_innen aus dem Arbeiter\_innenmilieu, und die Hoffnung, dass ihre Tochter einmal eine bessere Ausbildung haben würde, wurde enttäuscht. Mit 17 verließ sie ohne Matura die Schule – in Mathematik war sie ohnehin nie gut, aber schreiben, das konnte sie. Sie heiratete 1956 und siedelte 1958 in die DDR über. Der Grund war ein Jobangebot, welches Fred Wander, ebenfalls Schriftsteller, dort erhielt – und die Überzeugung, dass es sich bei der DDR um den besseren Gesellschaftsentwurf handele. Mit der Übersiedlung und dem eigenen Leben in der DDR kommt Maxie Wander in Berührung mit dem Alltagsleben der Frauen in der DDR. Sie ist somit keine Frau von außen. Sie lebt in derselben Gesellschaft, freiwillig, im Unterschied zu einigen der von ihr befragten Frauen.

## **Liebe, Sex und Antibabypille**

Diese sprechen über ihre eigenen Ansichten, die Liebe, es geht um die Ehe, um Sexualität, es geht darum, ob und mit wie vielen Männern die Frauen schlafen (und ob sie es mit Absicht geheim oder mit Absicht nicht geheim machen). So erzählt Rosi in ihrem Kapitel „Das Haus in dem ich wohne“, dass sie zu den Frauen gehört, die mit einem Mann alleine nicht glücklich werden können. Doris hingegen mag den „Beischlaf“ gar nicht haben, wie sie im Kapitel „Ich bin wer“ ausführt. Erst als sie und ihr Mann ein Baby wollen, „wurde das so intensiv, daß es sogar ihm zu viel wurde“ (S. 42). Geschichten über andere Männer außerhalb dieser Ehen werden so beiläufig erzählt wie das Einnehmen der sogenannten „Wunschkindpille“ oder der Schwangerschaftsabbruch. Überhaupt wird bei „Guten Morgen, du Schöne“ mit einer unglaublichen Offenheit über vermeintliche Tabu-Themen gesprochen. Die Frauen erzählen von den eigenen Affären, aber auch von denjenigen ihrer Männer, und fast scheint es so, als würde die vielfach beschriebene sexuelle Revolution der 68er im Westen im Osten praktisch gelebt.

Die Vergangenheit spielt eine Rolle, wenn die Frauen von ihren Vätern erzählen, die als überzeugte Kommunisten in den Lagern der Nationalsozialisten eingesperrt waren, oder wenn sie voll Überzeugung die antifaschistische Staatsräson verteidigen: „Wir haben ja keine Vergangenheit zu bewältigen, wir haben ja mit der Gründung unseres Staates den Faschismus ausgerottet.“ (S. 31) Auch politische Fragen werden angeschnitten: „Ich frage mich manchmal: Welche Gesellschaft bauen wir eigentlich auf?“ (S. 78) Die politische Dimension des Buches ist Maxie Wander durchaus bewusst, wie sie in ihrer Vorbemerkung schreibt: „Konflikte werden uns erst bewusst, wenn wir uns leisten können, sie zu bewältigen, deswegen muss man sich nicht wundern, wenn diese Konflikte in einer sozialistischen Gesellschaft ans Licht kommen.“ (S. 9)

## Ein feministisches Statement

Durch das Vorwort der engen Freundin Christa Wolf können wir Maxie Wander und ihre Intention wesentlich besser verstehen. Christa Wolf stellt dem Buch die Aussage voran: „Wie können wir Frauen befreit sein, wenn nicht alle Menschen es sind?“ (S. 22) Ihre einleitenden Worte und Interpretationsansätze machen deutlich, dass das Buch sich durchaus in den Kanon der feministischen Literatur einordnen lässt. Die ambivalente und doppelte Autorinnenschaft ist ein zentraler Aspekt des Buches, auch im Blick auf weibliche Stimmen beziehungsweise weibliche Autor\_innen in der DDR.

„Guten Morgen, du Schöne“ ist ein großartiges Buch, großartig geschrieben und komponiert. Es lässt verschiedene Lebenswelten von Frauen greifbar werden. Es ist ein Buch, das auch mit dem Fortschreiten feministischer Diskurse nichts an Aktualität eingebüßt hat. Denn der entscheidende Punkt, und das macht auch das Zeitlose an diesem Buch aus, ist, wie es Christa Wolf genannt hat, die Selbstbefragung, die beim Lesen des Buches augenblicklich beginnt. „Das ist ein Buch, dem jeder sich selbst hinzufügt.“ (S. 11) Diese Selbstbefragung, das Reflektieren über das eigene Leben, der Hunger nach Wissen, nach Selbstverwirklichung, nach Ausbruch aus vorgefertigten Strukturen und Rollen – all das sind Themen, die in dem Buch verhandelt werden. Maxie Wanders Protokolle nach Tonband beinhalten den feministischen „Geist der real existierenden Utopie.“ (ebd.)

Maxie Wander 2007:

Guten Morgen, du Schöne. Mit einem Vorwort von Christa Wolf. 7. Auflage.

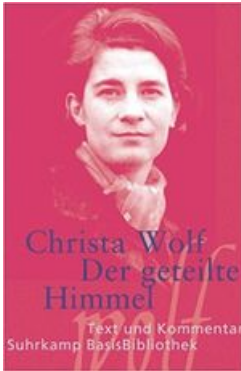
Suhrkamp, Berlin.

ISBN: 978-3-518-45962-1.

282 Seiten. 10,00 Euro.

**Zitathinweis:** Friederike Jahn: Der feministische Geist der Utopie. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1571>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Zwei Hälften der Welt



## Christa Wolf Der geteilte Himmel

*Eine Liebesgeschichte im Vorfeld des Mauerbaus: Literatur kann nicht darauf verzichten, Alltagsleben darzustellen – bei gleichzeitiger Widerspiegelung gesellschaftlich-politischer Verhältnisse.*

Rezensiert von [Johanna Bröse](#)

„Wohl jeder Leser, jede Leserin von Christa Wolf wird Sätze von ihr aufsagen können, die er eine Zeit seines Lebens mit sich getragen hat“, heißt es in einer Biographie über die Schriftstellerin, die im Jahr 2011 82-jährig verstarb. Auch in meinem Kopf gibt es ihn, den Christa-Wolf-Satz: „Beide Hälften der Erde passten ganz genau ineinander, und auf der Nahtstelle spazierten wir, als wäre es nichts“ – ein Satz, der mich immer wieder verwundert und beruhigt. Ich hatte vor Jahren die kommentierte Suhrkamp-Ausgabe von „Der geteilte Himmel“ – Wolf hatte das Werk „an G.“, ihren Mann, gewidmet – von einem anderen G. erhalten. Er hatte mit einem groben Kugelschreiber das „an“ der Widmung durch ein „von“ ersetzt und gab mir auf einem beigefügten Zettel den Hinweis, man müsse dieses Buch lesen, „um die DDR danach auch nicht besser zu verstehen. Vielleicht aber die Menschen.“ Ich glaube heute, dieser Hinweis ist so nicht ganz richtig. Ich habe durch die Sprachgewalt der Autorin auch sehr eindrückliche Einblicke in den sozialistischen Staat gewinnen können.

## Über die Dialektik der Liebe

Christa Wolf trat 1949 in die SED ein – und 1989 wieder aus. Ihr Leben ist aufs Engste mit der Geschichte der DDR verbunden. Und auch ihre Werke sind es; egal, ob man sie als eine kontroverse Dissidentin oder eine der bedeutendsten Staatsschriftstellerinnen der DDR einordnen mag. Ihr Romandebüt „Der geteilte Himmel“, 1963 erschienen, ist eng mit eigenen Erfahrungen verknüpft: Ein großer Teil des Buches spielt in Halle, dort lebte Wolf selbst einige Jahre und leitete – gemeinsam mit ihrem Mann – einen Zirkel schreibender Arbeiter\_innen. Gleichzeitig war Christa Wolf im Waggonbauwerk Ammendorf tätig: Der Entfremdung zwischen Kunstschaffenden und Werk tätigen sollte, gemäß der als „Bitterfelder Weg“ bekannten Programmatik durch eine Mitarbeit von Künstler\_innen und Schriftsteller\_innen in den Betrieben entgegengesteuert werden. Gleichzeitig wurden den Arbeiter\_innen Kunst und Kulturangebote gemacht, etwa der erwähnte Schreibzirkel. Durch die sozialistische Gesellschaftsentwicklung erwartete man schließlich auch „wachsende künstlerisch-ästhetische Bedürfnisse der Werk tätigen“ (aus der Programmatik). Heutige neoliberale betriebliche Angebote für Angestellte – von Landschaftsmalerei-Workshops bis zu Expressionstanz-Seminaren – nehmen sich gegenüber den Überlegungen aus Bitterfeld doch recht fad aus.

Die Erfahrungen aus dem Waggonwerk bringt Wolf direkt in ihr Werk ein: Erzählt wird eine Liebesgeschichte im Vorfeld des Mauerbaus. Die Beziehung der Studentin Rita Seidel und dem zehn Jahre älteren Chemiker Manfred Herrfurth beginnt als eine romantische Darstellung einer großen Liebe: „Das Leben hatte vor ihnen gelegen, und sie hatten darüber zu befinden. Alles war möglich, nur daß sie sich wieder verloren, war unmöglich.“ (S. 25) Die Liebesgeschichte wird aber

immer wieder von der Realität – der Dialektik zwischen biographischen Sozialisierungen (vor allem dem Trauma des Aufwachsens zur Zeit des deutschen Faschismus von Manfred) und dem Ringen um einen sozialistischen Gesellschaftsentwurf – durcheinandergewirbelt. Und sie scheitert letztlich auch daran.

*„Wieso erzähl' ich dir das alles? dachte er. Versteht sie überhaupt, was damals los war? Sie war ja noch nicht einmal geboren...“*

*Komisch: Irgendwo zwischen ihr und mir fängt die neue Generation an. Wie soll sie begreifen, daß man uns alle frühzeitig mit dieser tödlichen Gleichgültigkeit infiziert hat, die man so schwer wieder los wird?“ (S. 56f.)*

Was Christa Wolf mit besonderem Augenmerk darstellt, ist das Subjekt, den Menschen, in all seinen Facetten. Gleichzeitig gelingt es ihr, Umfeld und politisches Tagesgeschehen unmittelbar dazuzustellen. Sie verbindet damit Zeit- und Lebensgeschichte(n). Rita wird im Verlauf des Buchs erwachsen: Sie zieht aus dem kleinen Dorf, in das sie gemeinsam mit der Mutter als Flüchtende kam, in die Stadt Halle – „Ihr fiel auf: Das sind ja mehrere Städte. Die sind in Ringen umeinandergewachsen wie ein alter Baum. Sie schritt die Straßenringe ab und überwand in Stunden mühelos Jahrhunderte.“ (S. 34) Von einer Bürotätigkeit wechselt sie an das Institut für Lehrerbildung, um dort zu studieren. Gleichzeitig beginnt sie eine Arbeit in einer Waggonbau-Brigade: „Ein Lehrer muss heutzutage einen Großbetrieb kennenlernen!“ (S. 38)

Im Werk werden zwei Erzählstränge vermischt: Zum einen die Gegenwart, das Jahr 1961, in der die Protagonistin Rita Seidel in einem Krankenhaus erwacht. Was zunächst wie eine Art Arbeitsunfall erscheint – sie sei auf den Gleisen des Waggonbau-Kombinats ohnmächtig geworden, heißt es – wird später als Verzweiflungsakt der jungen Frau offenbar. Und zum anderen die Erinnerung, die Stück für Stück das Geschehen aufrollt, von der ersten Begegnung der beiden Hauptprotagonist\_innen bis zum letzten Gespräch. Die Erinnerung wird rückblendenartig in die langsame Genesungsgeschichte von Rita eingewebt. Die Liebesgeschichte zerbricht letztlich an den unterschiedlichen Lebensentwürfen und politischen Überzeugungen. Zugespißt wird dies, weil die politische Entwicklung ihnen die Entscheidung abverlangt: Ihre Trennung wird durch den Entschluss des Mauerbaus im Jahre 1961 in Stein gemeißelt; ein Zurück zum Alten gibt es nicht mehr, selbst der Himmel scheint geteilt.

Der Erfolg des Buches überrascht die Autorin. Sie schreibt in einem Brief an den Maler Willi Sitte (der ihr für eine Publikation Graphiken beisteuert): „merkwürdigerweise kommt sie (die Erzählung, Anm. J.B.) jetzt gerade richtig in eine bestimmte Diskussion rein, die unter der Jugend ist – was ich beim Schreiben ja nicht voraussah“ (S. 288, im kommentierenden Teil des Anhangs, Anm. J.B.).

## **„...die freie Entwicklung eines jeden...“**

Welche Werte und politischen Überzeugungen sind es, die vor allem junge Menschen dazu veranlassen, auch Entscheidungen mit gravierenden Konsequenzen für ihre sozialen Beziehungen zu treffen? Auf Seiten der Protagonistin Rita ist es wohl die Überzeugung, einen sozialistischen Staat auf dem blutigen Boden Deutschlands mit aufzubauen, auch unter Verlusten. Dass sich die DDR zu diesem Zeitpunkt in widersprüchlichen politischen und wirtschaftlichen Aushandlungsprozessen befand – zum einen der Kampf gegen „Reformsozialismus“ in den eigenen Reihen, zum anderen etwa die zunehmend konsumfreundliche Wirtschaftspolitik, die an die steigende Industrieproduktion anknüpfte – mag auch im Schreibprozess von Christa Wolf eine Rolle gespielt haben. Dies wird deutlich in der stark ernüchterten und kritischen Figur des Manfred Herrfurth, der sich letztlich durch Erfahrungen von Dogmatismus und Intoleranz von einem Leben in der DDR distanziert.

Der Roman ist kein beschönigender, aber ein grundsätzlich solidarischer Blick auf die DDR. Rita

lässt sich, wie auch die Autorin selbst, nicht von ihrer Überzeugung einer sozialistisch geprägten, gerechten Gesellschaft abbringen. Das macht das Bewusstsein einzelner deutlich, dass es einer Gesellschaft bedarf, „worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die Entwicklung aller ist“ (Karl Marx). Heute sind es (wenn auch unter anderen Vorzeichen) etwa diejenigen, die den Kampf in Rojava um das Weiterbestehen einer freien und solidarischen Föderation führen, die dieses Erbe antreten.

Christa Wolf 2008:

Der geteilte Himmel.

Suhrkamp, Frankfurt.

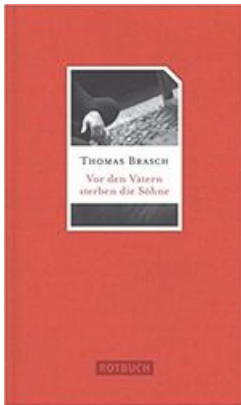
ISBN: 978-3-518-18887-3.

338 Seiten. 9,00 Euro.

**Zitathinweis:** Johanna Bröse: Zwei Hälften der Welt. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1581>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.



# Um nicht zu stagnieren



**Thomas Brasch**

Vor den Vätern sterben die Söhne

*Ein wichtiger Erzählband, der nicht in der DDR erscheinen sollte. Was sich dort Sozialismus nannte, ist am Unwillen zur Auseinandersetzung vertrocknet.*

Rezensiert von [Tom Strohschneider](#)

„Ich war ein junger Mann“, sagt der Alte zu Robert, „aber sie haben uns fertig gemacht. Als es keinen Sinn mehr hatte, sind wir über die Grenze gegangen. Es war nicht einfach, doch als es nicht weiterging, mussten wir über die Grenze.“ - Gut, sagt Robert, „über welche Grenze kann ich gehen, wenn es keinen Sinn mehr hat?“

Thomas Braschs Erzählband „Vor den Vätern sterben die Söhne“ verursacht ein Ziehen in der Brust. Auch heute noch, fast ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen. Diese Unbedingtheit von Braschs Schreiben tut einfach weh, auch weil sie wie ein Kontrastmittel wirkt, das eine mögliche Idee von DDR von deren geliebter Realität abscheidet. Warum ist es so gelaufen, musste es so kommen?

Der Alte in Braschs „Fliegen im Gesicht“ war im antifaschistischen Kampf über eine Grenze gegangen. Das Land, das unter der Fahne dieses Antifaschismus aufgebaut wurde, konnte ohne tödliche Grenze nicht überleben. Es war eine, die nicht nur Reisende aufhielt, sondern auch Träumende. Eine Grenze, an deren Beton sich Hoffnung den Kopf einrammen musste. Auch Braschs. Seine Texte sind wie einsame Gewaltmärsche entlang dieser Grenzen, ein Schreiben, das im Vorwort zu Braschs 1975 noch in der DDR erschienenem „Poesiealbum“ mit den Worten beschrieben wird: „Hier wird Brot nicht mit dem Messer geschnitten, sondern mit dem Beil abgehauen.“

„Fliegen im Gesicht“ reißt den Graben zwischen den politischen DDR-Generationen auf, damit er sichtbarer, erfahrbarer wird – die Alten haben ihre Geschichte, und die Jungen? „Ich kann nicht machen, was du konntest“, sagt Robert. „Ich habe keinen Krieg erlebt. Ich habe einen Frieden erlebt, und dieser Frieden war schrecklich“, wird Brasch Anfang der 1980er Jahre einmal sagen. Diejenigen, die es gebraucht hätten, wollten über den Graben nichts wissen. Und so kamen Lähmung, Unterdruck, Leere ins Land des ostentativen Fröhlichseins der Bau-auf-Bau-auf-Propaganda. Brasch war einer Wahrheit viel näher, welche jene nicht denken konnten, die immerzu tönten, Vollstrecker einer Wahrheit zu sein.

## Ein eigenwilliger Genosse

1945 im englischen Westow als Sohn jüdischer kommunistischer Emigrierter geboren, wächst Brasch in der DDR auf, der Vater wird später Vizekulturminister sein: Drill in der Kadettenschule, Abitur in Ostberlin, Arbeit als Setzer, in der Melioration, als Schlosser. Vom Journalistik-Studium in Leipzig wird er exmatrikuliert wegen „existenzialistischer Anschauungen“, es wird ihm Ähnliches noch öfter widerfahren, die Vorwürfe entsprechen den jeweiligen Moden der politischen

Ausgrenzung.

Brasch muss sich durchschlagen, 1966 wird ein Theaterstück von ihm nach der Generalprobe an der Volksbühne Berlin verboten. Beim Dramaturgiestudium wird eine Jahresarbeit abgelehnt. Kurz darauf lässt Moskau in die Tschechoslowakei einmarschieren, eisiger Winter legt sich über den Prager Frühling des Jahres 1968. Brasch und andere protestieren mit einem Flugblatt: „Bürger – Genossen. Fremde Panzer in der ČSSR dienen nur dem Klassenfeind. Denkt an das Ansehen des Sozialismus in der Welt. Fordert endlich wahrheitsgetreue Informationen. Niemand ist zu dumm, selbst zu denken.“

Die meisten wollen aber dumm bleiben. Zeiten, in denen jeder anderslautende Gedanke zur „staatsfeindlichen Hetze“ wird. Wer um eines Sozialismus Willen denkt, der diesen Namen verdient, bekommt 27 Monate Gefängnis – das ist die Botschaft.

Nach der Entlassung auf Bewährung arbeitet Brasch als Fräser, später im Bertolt-Brecht-Archiv, es folgen Stückbearbeitungen, Übersetzungen, freie Schriftstellertätigkeiten – sofern man frei nennen kann, was beliebiger Maßregelung anheimfällt. 1975 legt Brasch dem Rostocker Hinstorff-Verlag, in dem auch Franz Fühmann, Rainer Kirsch und Ulrich Plenzdorf erscheinen, ein Manuskript vor. Es wird dann jedoch zuerst in der Bundesrepublik veröffentlicht: „Vor den Vätern sterben die Söhne“.

Die Geschichte von politisch begründeten Eingriffsversuchen in den Text, von Braschs Beharren auf seinem Schreiben, von den gesellschaftlichen Umgebungstemperaturen, die nach der Ausbürgerung von Wolf Biermann 1976 um viele Grade Richtung DDR-Dauerfrost sinken, ist lang. „In dieser Situation war es so, dass ich sagte, ich bin jetzt 31 Jahre und habe keine Lust, immer als pubertierender Oppositioneller, der immer dem Papa die Zunge rausstreckt, in die Geschichte einzugehen“, wird Brasch später erzählen, „ich drucke dieses Buch jetzt. Und zwar nicht als Widerstandstat, sondern um mich der Kritik der Öffentlichkeit auszusetzen.“

Die Öffentlichkeit, oder das, was sich unter der SED-Glocke dafür hielt, hatte daran kein Interesse – auch so eine Grenze, die jeden Sinn zerstört, wenn man sie nicht überschreiten kann. Brasch erzählt nicht nur über die Kälte im Schatten solcher Befestigungen verunsicherter Staatsmacht, das Anrennen gegen diese Grenze ist auch sein Leben. Als er gegen die Ausbürgerung Biermanns protestiert, setzen ihm die DDR-Oberen die Pistole auf die Brust. Brasch bleibt bei sich – doch dafür muss er in den Westen gehen: „Wieder einen Prozess und wieder ins Gefängnis, dazu hatte ich keine Lust. Ich mache Erfahrungen nicht gerne zum zweitenmal, wenn ich sie verstanden habe.“

## **Unerwiderte Treue**

Eine, wenn man das so sagen kann, Tragik des real existiert haben wollenden Sozialismus war es, ausgerechnet jene Stimmen mundtot zu machen, sie absichtlich zu überhören, so zu pressieren, die ihn hätten verändern, verbessern, weiterbringen können. In „Fastnacht“ wird auf wenigen Seiten die ganze Widersprüchlichkeit von Lohnarbeit und politischem Lenkungsanspruch, von Individualität und politischem Kollektiv, von subjektiver Erfahrung und politischer Norm erzählt. Das „schon Erreichte“ und das nie Erreichbare – ein ewiger Konflikt. Wer den aber nicht aushalten will, das heißt: ihn auch auszutragen bereit ist, obwohl daraus keine Propagandaparolen gemacht werden können, wird am Ende gar nichts erreichen.

Die DDR ist an diesem Unwillen, sich selbst auseinanderzusetzen, an der Unfähigkeit zu kritischer Selbstverortung vertrocknet. Thomas Brasch nimmt dieses Ende in „Fastnacht“ in einem der eingeschobenen Dialoge vorweg:

*„Wohin willst du, sagte Marxengels, was soll aus der deutschen Arbeiterklasse werden, wenn du dich hier auf der Toilette aufhängst. – Was soll aus mir werden, wenn ich mich nicht aufhänge, sagte Fastnacht. – Auf den Kapitalismus, sagte Marxengels, folgt der Kommunismus oder die Hochtechnisierte Barbarei. Komm runter Fastnacht. – Geh mir vom Hals, Vollbart, sagte Fastnacht. Hier ist besetzt.“*

Der Kollege Fastnacht macht dann weiter, „spann das Teil ein, schrie der Meister, du hast lange genug Schonzeit gehabt“. 1976 siedelt Brasch gemeinsam mit seiner damaligen Freundin Katharina Thalbach und deren Tochter Anna nach Westberlin, hier erscheint bei Rotbuch „Vor den Vätern sterben die Söhne“. Das Buch „wurde ein großer Erfolg“, liest man allerorten. Aber was heißt das, sieht man einmal von verkaufter Auflage ab?

Brasch hat im Westen nicht aufgehört, Brasch zu sein. Er war ein anderer unter anderen Umständen, ist aber doch derselbe geblieben. „Irgend einen Grund, sich zu beruhigen, gab es nicht“, hieß es, als „Vor den Vätern sterben die Söhne“ 2002 in die Bibliothek Suhrkamp aufgenommen wurde. Obwohl „die Texte Erfahrungen verarbeiteten, die im Kontext der DDR gewonnen waren“, so hat es der Literaturkritiker Martin Krumbholz einmal formuliert, „ließ ihr anarchischer Impuls sich leicht von diesem lösen – auch im Westen starben die Söhne vor den Vätern“.

Und so liest sich Brasch heute keineswegs nur als Rückspiegelung auf DDR-Verhältnisse. Zu einem Kronzeugen gegen das gescheiterte Sozialismusprojekt hat er sich ohnehin nicht machen lassen. Der Literaturwissenschaftler Peter Geist sieht bei Brasch vielmehr „das Unabdingbare einer Literatur, die nicht den Sumpf der Zwecke beleichen will“, Widerstand „gegen die Reduzierung des Menschen auf partikuläre Funktionen in einer versteinerten Ideologie- und Warenwelt“.

Noch 1987 schreibt Brasch, „ich bin nach wie vor Bürger der DDR, und alle zurückliegenden Konflikte zwischen mir und verschiedenen Institutionen meines Landes waren immer Konflikte über das Wie des Sozialismus, nie über eine Alternative zu ihm.“ Dass er nun in Westberlin lebe, „heißt nicht, daß ich mich zum Anhänger der Geldgesellschaft zurückpervertiert habe, sondern daß ich wie viele Schriftsteller aus vielen Ländern den Ort meiner Jugend für eine Zeit verlassen habe, um nicht zu stagnieren“.

Er hat weiter erzählt, über jene „Leute, auf deren Rücken Geschichte gemacht wird, die Geschichte zu erleiden haben und die daran kaputt gehen“. Filme, Dramen, Übersetzungen und 1999 der Prosaband „Mädchenmörder Brunke“. 2001 ist Thomas Brasch gestorben.

## **Zusätzlich verwendete Literatur**

Thomas Brasch: Neuankömmling. In: Alternative. Zeitschrift für Literatur und Diskussion, Nummer 113/1977, S. 93-101.

Arbeitsbuch Thomas Brasch, hrsg. von Margarete Hässel und Richard Weber. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1987.

Thomas Brasch 1977:

Vor den Vätern sterben die Söhne.

Rotbuch, Berlin.

ISBN: 978-3-88022-162-8.

109 Seiten. 12,00 Euro.

**Zitathinweis:** Tom Strohschneider: Um nicht zu stagnieren. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1568>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.



# Schreiben gegen die Konterrevolution



**Peter Hacks**  
Marxistische Hintersichten  
Politische Schriften 1955–2003

*Peter Hacks war nicht nur Dramatiker, sondern auch ein politischer Denker und Verteidiger des DDR-Sozialismus.*

Rezensiert von [Thore Freitag](#)

Auf den ersten Blick erinnert der Umschlag eher an einen Märchenband. Und gewissermaßen handeln Peter Hacks' „Politische Schriften 1955–2003“ mit dem vorangestellten Titel „Marxistische Hintersichten“ mitunter auch von Märchen, die sich vor allem in der DDR, aber auch in Westdeutschland zutragen. Hacks, geboren 1928 im polnischen Wrocław, ist bekannt als ein herausragender DDR-Dramatiker und -Lyriker. Nach seiner Promotion in München migrierte er 1955 in die DDR. Es war ein Wendepunkt für Hacks, der sich fortan verstärkt marxistisch bildete. Die DDR wurde zu Hacks' politischer Heimat. Er verfasste hier neben Dramen auch allerlei Kritiken und Schriften über Politik und Kunst in der DDR und Westdeutschland. Dabei war er vielmehr ein Zerstörer von Märchen als ihr Erzähler. Ihm galt es, die Märchen über den Sozialismus und seine konkrete Umsetzung in der DDR zu entlarven und die DDR trotz allem zu verteidigen. Kontinuierlich mischte sich Hacks in Debatten ein und scheute auch nicht vor Positionen zurück, mit denen er aneckte oder sich politisch gar isolierte. Ein jüngst erschienener Band mit beinahe allen politischen Schriften von 1955 bis zu seinem Tod im Jahr 2003 erweitert den Blick auf Hacks' politisch-intellektuelles Wirken. Noch vor seinem Tod erschienen 2003 bereits die Gesamtausgabe, schlicht „Hacks' Werke“.

## Hegel, Theater und die Konterrevolution

Sofort fällt auf, dass Hacks auf einen bemerkenswerten Sprachschatz zurückgreift. Die verschiedenen Textgattungen, seien es Essay, Gespräch oder Notiz, tragen ebenso zu einer abwechslungsreichen Lektüre bei. Bleibt Hacks im „Hamburger Streitgespräch“ trotz einiger vehementer und zugespitzter Aussagen auch mal vage, so legt er mit „Die Schwärze der Welt am Eingang des Tunnels“ einen literaturtheoretisch gut informierten Text zum Zustand der Kunst vor. Teilweise wird es herausfordernd, ihm zu folgen. Typisch für Hacks: Der Schritt vom politischen Kommentar zum wilden Ritt durch die Geschichte ist nicht weit. Dass Hacks seinen Hegel gelesen hat, wundert nicht und schimmert oft durch.

Bei der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit hört es natürlich nicht auf. In zahlreichen Texten erfährt man von Hacks' Positionen innerhalb des DDR-Politikbetriebs. Er zögerte nicht, Kolleg\*innen anzugreifen und scharfe Kommentare wie „Neues von Biermann“ – sicher ein Schlüsseltext des Buches – zu verfassen. Gelesen wurde aus letzterem vor allem die Zustimmung zur Ausbürgerung des prominenten Liedermachers Biermann, unterschlagen wurde laut Heinz Hamm, Herausgeber und Verfasser des Vorworts, die politische „Klarheit und Weitsicht“ (S. 34) des Textes. Daran zeigt sich das Streitbare an Hacks, nämlich seine fast bedingungslose Parteinahme für das System der DDR, aber auch seine einzigartige Position als Intellektueller der DDR. Jedes seiner Urteile, sogar das vernichtendste, birgt immer etwas Produktives in sich.

## Eine Frage der Ästhetik

Wenn Hacks dazu übergeht, Politik und Kunst gemeinsam zu verhandeln, ist die Lektüre besonders bereichernd. Es scheint, als seien diese beiden Sphären für ihn unmittelbar ineinander verwoben. Politik bedingt Kunst, und Kunst beeinflusst wiederum Politik. Gerade die DDR „ermöglichte die Neuentdeckung der Kunst und die Wiederaufnahme der größten ästhetischen Fragen“ (S. 92.), schreibt Hacks im Vorwort zu „Das Poetische“. Hacks glaubt, dass „auch die beste aller wirklichen Welten einen Fehler behalten muss.“ Die Kunst im Sozialismus habe sich dem „Verhältnis der Utopie zur Realität“ (S. 92) anzunehmen. Er spricht von „einer befreundeten Feindschaft des Denkbaren zum Machbaren“ (S. 93). Hier bleiben die politischen Schriften eine genaue Bestimmung der Schnittmengen von Ästhetik und Politik jedoch schuldig. Doch all das herausarbeiten zu wollen, regt zu weiteren Hacks-Lektüren an. Es bietet sich beispielsweise an, die „Politischen Schriften“ und die „Maßgaben der Kunst“, das kunsttheoretische Hauptwerk Hacks', nebeneinander zu legen und Brücken ausfindig zu machen.

## Das Einfache, das unmöglich zu machen ist

Der Spalt zwischen Realität und Utopie hat bei Peter Hacks eine theoretische Begründung. Hacks betrachtet in Anlehnung an Walter Ulbricht den Sozialismus als eine eigenständige, langfristige Gesellschaftsformation, die stets dem gesellschaftlichen Fortschritt verpflichtet sei. Der Kommunismus bleibt für ihn ab Mitte der 1970er – entgegen Marx – stets ein Ideal, nach dem man sich zu richten habe. Hacks konzentriert sich auf alles seiner nach Meinung direkt Umsetzbare am Sozialismus. Man müsse die „Gegenwartsprobleme“ (S. 155) anpacken. Den Kommunismus als nicht umsetzbar zu charakterisieren, ist eigentlich ein (links-)bürgerliches oder antikommunistisches Argumentationsmuster. Jedoch konnte Hacks angesichts der negativen Entwicklungen der Ökonomie wie Politik der DDR vielleicht nur durch die Aufrechterhaltung dieses Ideals Kommunist bleiben. In einem Gespräch mit Frank Tichy merkt Hacks an, „dass der schlechteste Sozialismus immer noch besser ist als der beste Kapitalismus“ (S. 272).

Der DDR half das nicht weiter. Den Anfang vom Ende markierte für Hacks die Absetzung Walter Ulbrichts, und schließlich begrub ab 1989 die kapitalistische Restauration die DDR unter sich. Für Hacks stellte das eine „Konterrevolution“ (S. 388) dar. Er verdrängte seine Verzweiflung und arbeitete akribisch weiter an seiner Kunst. Seine Meinung war im Osten immer weniger gefragt, nur in West-Blättern veröffentlichte er gelegentlich. Von seinem geplanten großen Werk „Marxistische Hinsichten“ erzählte er niemandem. Die letzten 15 Jahre seines Lebens arbeitete er an diesem Projekt, seiner letzten großen politischen Arbeit. Elf verschiedenfarbige Mappen fanden sich dazu im Literaturarchiv Marbach. Diese Niederschriften wurden wie andere Texte nun erstmalig veröffentlicht.

Zugänglich ist der Band durch seinen Aufbau und aufgrund des unfertigen Projekts „Marxistische Hinsichten“ eher Hacks-Forscher\*innen. Dennoch ist ein außergewöhnliches Lektüreerlebnis auch denjenigen garantiert, die von Peter Hacks noch nie gehört haben. So viel Witz und Scharfzüngigkeit vereinen nur wenige Schriftsteller\*innen in ihren Schriften. Schade ist allerdings, dass einige Texte nur in Auszügen vorliegen. Entsteht doch beim Blick auf den Untertitel erst einmal der Eindruck von Vollständigkeit, zumal eine Lektüre der vollständigen Texte sicherlich bereichernd wäre. In einem Interview aus dem Nachlass erklärte Hacks: „Wenn Sie mich fragen, wie berühmt ich einmal sein werde, erwidere ich: äußerst.“ Das lässt sich heute so noch nicht bestätigen, aber wer weiß: Womöglich sind in naher Zukunft Stücke von Peter Hacks ja auch wieder in den Repertoires deutscher Theater zu finden. Der Eulenspiegel-Verlag und die Peter-Hacks-Gesellschaft, die das Werk von Hacks nach langer (nicht zuletzt verlegerischer) Stille einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen möchte, arbeiten daran; zuletzt mit diesem Buch.

Peter Hacks 2018:  
Marxistische Hinsichten. Politische Schriften 1955–2003.  
Eulenspiegel, Berlin.  
ISBN: 978-3-359-01329-7.  
608 Seiten. 19,99 Euro.

**Zitathinweis:** Thore Freitag: Schreiben gegen die Konterrevolution. Erschienen in: DDR -  
Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1569>. Abgerufen am:  
08. 10. 2019 12:17.

# BRD-Germanistik gegen DDR-Lyrik



**Ernst Pfeffer (Hg.)**

Deutsche Lyrik unter dem Sowjetstern

Eine Anthologie von Gedichten aus der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands für den Schulgebrauch zusammengestellt

*Die tendenziöse Sammlung von Gedichten aus der DDR diente vor allem der antikommunistischen Indoktrination von Schüler\*innen.*

Rezensiert von [Jens Renner](#)

In Zeiten des Kalten Krieges profilierte sich die westdeutsche Germanistik als engagierte Wissenschaft. Das Ergebnis ihres literarischen „Systemvergleichs“ stand allerdings von vornherein fest: Die Literatur der DDR – damals noch durchgängig als Sowjetische Besatzungszone (SBZ), Sowjetzone oder nur Zone tituliert – war minderwertig, weil Produkt sozialistischer Planwirtschaft. Das galt selbst für Größen wie Bertolt Brecht oder Anna Seghers und umso mehr für jüngere Schriftsteller\*innen, die im Westen überwiegend völlig unbekannt blieben. So konnte die 1961 erschienene Anthologie „Deutsche Lyrik unter dem Sowjetstern“ durchaus beanspruchen, eine Lücke zu füllen. Produziert wurde der schmale Band vom Verlag Moritz Diesterweg ausdrücklich „für den Schulgebrauch“.

## Der Geist in der Zone

Die Vorbemerkungen und die Einführung des Herausgebers lassen für Zweifel keinen Raum: Die 70 Gedichte seien Beispiele von „Massenproduktion“ und „politischer Zweckpropaganda“, überwiegend geprägt von „Monotonie“ und „Einförmigkeit des Stils“. Ziel der Veröffentlichung: „Wir wollen ein Bild des Geistes vermitteln, der die Menschen der Zone umgibt.“ Wer die Sammlung heute ohne bürgerlichen Klassenhass liest, findet darin manches Juwel: sieben Werke von Brecht, darunter die „Fragen eines lesenden Arbeiters“ und das „Lob des Kommunismus“, aber auch Lori Ludwigs scheußliche Hymne „Stalin ist tot – sein Herzschlag fehlt der Welt“ mit der jähen Wendung von der Trauer zum Optimismus: „Die Produktionsgenossenschaft bestellt / die großen Felder: Seht doch: Stalin lebt / in seinem Werk, das unseren Weg erhellt.“ Dem Herausgeber sind das unterschiedslos Beispiele für bolschewistische Dogmatik.

Unübersehbar ist aber auch seine Verachtung für das, was man realsozialistische Alltagslyrik nennen könnte. Deren Hauptthema ist die Arbeit auf dem Land („Gründung der LPG“, „Pflüge, Traktor“) und in der Stadt. In seinem Gedicht „Mutti ist Schaffnerin“ schlüpft Max Zimmering (geboren 1909) in die Rolle des verständigen Kindes: „Meine gute Mutti ist / Schaffnerin seit Jahren. / Wer sie treffen will, der muß / mit der Achtzehn fahren.“ Dem Herausgeber gefällt das nicht. Im Anmerkungsapparat klärt er darüber auf, was seiner Meinung nach grundsätzlich schief läuft im Arbeiter- und Bauernstaat: „Die Propaganda für die Berufstätigkeit jeder Frau soll den Mangel an Arbeitskräften beheben, aber dient auch dem Ziel des Staates, die Erziehung der Jugend allein in seine Hand zu nehmen.“ (S. 102). Dass es den westdeutschen Frauen am heimischen Herd viel besser ginge, bedurfte aus Pfeffers Sicht keiner Erläuterung.

Einige wenige der ausgewählten Werke machen immerhin deutlich, dass auch im ostdeutschen Reich der Unfreiheit ideologische Streitfragen kontrovers diskutiert werden. „Wenn einer den Namen nennt, geifert er oder lacht“, schreibt Hasso Grabner in seinem Sonett über den Bergmann Adolf Hennecke, der am 13. Oktober 1948 in einer Schicht 387 Prozent der Norm erfüllte – nach dem Vorbild des sowjetischen Hauers Alexei Grigorjewitsch Stachanow, der 1935 die Norm um das



Dreizehnfache übertroffen hatte. Damit begann die Hennecke-Bewegung – eine als sozialistischer Wettbewerb deklarierte Arbeitshetze, der die meisten Werktätigen aus gutem Grund distanziert bis ablehnend gegenüberstanden.

## Marie soll nicht Traktor fahren

Wenn der Herausgeber in seinen Vorbemerkungen schreibt, einzelne Proben aus der Anthologie hätten „auf Nichtkenner der östlichen Welt, insbesondere auf die Jugend [...] erheiternd gewirkt“, dann ist das durchaus glaubwürdig. Zu unfreiwilliger Komik kommt allerdings Humor als bewusst eingesetztes Mittel hinzu, insbesondere bei der Schilderung des keineswegs nur grauen Alltags. Siehe etwa Erwin Strittmatters Gedicht „Traktorenwäsche“, das mit den genial einfachen Zeilen beginnt: „Wenn Melk-Marie in kühler Früh / huscht zu den Küh'n und Ochsen, / dann öffnen wir auf der Station / geschwind die Traktorboxen“. Der Traktor („mein lieber Schollenfresser“) muss sauber sein, damit er richtig funktioniert, denn: „Wir stehen ja im Wettbewerb mit Paul, Karlheinz und Walter“ – die Pflege und Bedienung der komplizierten Maschine ist offensichtlich Männersache: Melk-Marie soll lieber die Finger davon lassen und sich um das Viehzeug kümmern. Das ist im Sozialismus nicht anders als im freien Westen und für den strengen Herausgeber kein Gegenstand der Kritik; über Strittmatter, der etliche lesbare Werke geschaffen hat, schreibt er im Anhang: „Sein Stil ist urwüchsig und flüssig, er malt die Menschen nicht einseitig positiv oder negativ. Inhaltlich ist er ohne eigene Gedanken, nur Darsteller der Partei-Dogmatik.“ (S. 110)

Eigene Gedanken sucht man auch beim Herausgeber der Anthologie vergeblich. Ernst Pfeffer erweist sich als linientreuer kalter Krieger des reaktionären Adenauer-Staates. In der Wochenzeitung *Die Zeit* vom 16. Februar 1962 wurde das Buch als „hanebüchenes Machwerk“ verrissen. Im Grunde handelt es sich um einen Anhang zu dem unsäglichen Lexikon „SBZ von A bis Z“, auf das auch Pfeffer verweist: eine vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen herausgegebene dickleibige Kampfschrift, die in Millionenaufgabe kostenlos verteilt wurde. Antiquarisch sind beide Bücher auch heute noch kostengünstig (ab 1 Euro plus Versandkosten) erhältlich.

Ernst Pfeffer (Hg.) 1961:

Deutsche Lyrik unter dem Sowjetstern. Eine Anthologie von Gedichten aus der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands für den Schulgebrauch zusammengestellt.

Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main/Berlin/Bonn.

112 Seiten. 0,99 Euro.

**Zitathinweis:** Jens Renner: BRD-Germanistik gegen DDR-Lyrik. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1570>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Der (Alb-)Traum von der menschenleeren Fabrik



**Sabine Nuss / Florian Butollo (Hg.)**

**Marx und die Roboter**

Vernetzte Produktion, Künstliche Intelligenz und lebendige Arbeit

*Für die aufgeregten Debatten um Automatisierung, Künstliche Intelligenz und Roboter lohnt ein Blick in die Schriften eines Mannes aus dem 19. Jahrhundert: Karl Marx.*

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Es klingt eigentlich nach dem Paradies auf Erden: Der Mensch liegt gemütlich in der Hängematte, während um ihn herum Roboter den Rasen mähen, ein paar Kilometer entfernt in einer Fertigungshalle das Leben erleichternde Produkte herstellen oder in Elektro-Bussen Menschen durch die Gegend kutschieren. Das Leben für uns, die Drecksarbeit für die Roboter.

Doch leider ist die Vorstellung vom tüchtigen Roboter, der uns die Arbeit weg- beziehungsweise abnimmt, unter den gegenwärtigen Bedingungen alles andere als ein Wunschtraum. Denn leider leben wir immer noch im Kapitalismus, wo die allermeisten Menschen gezwungen sind, ihre Arbeitskraft als Ware zu verkaufen, um irgendwie über die Runden zu kommen.

## Roboter – billiger, schneller, zuverlässiger

Regelmäßig machen Prognosen die Runde, nach denen wegen zunehmender Automatisierung massenhaft Arbeitsplätze in den kommenden Jahren verschwinden würden. So haben etwa US-amerikanische Wissenschaftler\*innen vorgerechnet, dass in den kommenden Jahrzehnten etwa die Hälfte aller derzeitigen Jobs in den USA wegfallen würden. Roboter sollen die besseren Arbeitskräfte sein: billiger, schneller und zuverlässiger, schließlich brauchen sie keine Mittagspausen, keinen Schlaf, können 168 Stunden pro Woche arbeiten – und nicht nur lächerliche 40.

Sind in der Fabrik der Zukunft also nur noch Robotergeräusche und keine Menschenstimmen mehr zu hören? Um diese Frage zu beantworten, haben sich Sozialwissenschaftler\*innen, Politolog\*innen und Historiker\*innen Rat bei einem Klassiker gesucht: Karl Marx. Herausgekommen ist der Sammelband „Marx und die Roboter“.

## Eine alte Debatte

Mit Karl Marx wollen die Autor\*innen die aufgeregte Debatte um Automatisierung erden; eine Debatte, die immerhin so alt wie die Dampfmaschine selbst ist. Darauf verweist Karsten Uhl von der Technischen Universität Darmstadt in seinem Beitrag:

*„Die Erwartung einer umfassenden industriellen Automatisierung, die in nächster Zukunft zu menschenleeren Fabriken führe, ist keinesfalls eine neue Erscheinung des frühen 21. Jahrhunderts. Sie durchzieht vielmehr sämtliche Phasen der Industrialisierung seit der Industriellen Revolution im späten 18. Jahrhundert.“ (S. 88)*

Uhl belegt dies mit Quellen aus dem frühen 19. Jahrhundert, in denen bereits das Ende der Arbeit in der Fabrik vorausgesagt wurde. Ein Naturwissenschaftler namens Andrew Ure schrieb im Jahr 1835 über die damaligen Textilfabriken und prognostizierte, dass dort schon bald kein Mensch mehr zu sehen sei. Eingetreten sind solche Voraussagen bisher nicht. Im Gegenteil: Weltweit haben nach Industrialisierungsschüben im Globalen Süden noch nie so viele Menschen in Fabriken gearbeitet wie heute.

Doch warum irren die Prognosen seit beinahe 200 Jahren? Die Diagnose des Sammelbandes: Auch zeitgenössische Analysen betrachteten die technologische Entwicklung isoliert. Mit Marx an der Seite gelänge es stattdessen, Ökonomie mit Politik und Gesellschaft zusammenzudenken.

## **Der Begriff der Produktivkraft**

Ein Schlüsselbegriff in Bezug auf Automatisierung ist Marx' Begriff der Produktivkraft. Darin geht es um die gesamte produktive Kraft, die eine Gesellschaft in sich vereint. Die Produktivkraft umfasst die Naturverhältnisse, den durchschnittlichen Qualifikationsgrad aller Beschäftigten in einer Gesellschaft, die Organisation von Arbeit insgesamt. Technologische Entwicklung ist also nur ein Element unter vielen.

Mit dem Begriff der Produktivkraft wird klar, dass etwa der Vollautomatisierung in der Autoproduktion Grenzen gesetzt sind. Zwar können heute viel mehr Tätigkeiten durch Maschinen erledigt werden als früher, aber gleichzeitig sind die Arbeitsprozesse viel komplexer geworden. Florian Butollo und Sabine Nuss schreiben in der Einleitung:

*„Vollautomatisierung in der Automobilindustrie wäre vermutlich schon erreicht, wenn die Produktentwicklung auf dem Stand von Fords Modell T geblieben wäre, das verhältnismäßig einfach aufgebaut und Anfang des 20. Jahrhunderts nur in einer Ausführung hergestellt wurde. Aber die Autoindustrie ist von schnellen Innovations- und Produktzyklen, einer hohen Produktvielfalt und komplexen Produktarchitekturen geprägt.“ (S. 15)*

Neue Technik, aber auch umweltverträglichere Autos, gleichzeitig zunehmende Mobilität – das alles sind Faktoren, die bei bloßen Berechnungen der technologischen Möglichkeiten ausgeblendet bleiben. Hinzu kommt: Auch die Entwicklung, Wartung und Betreuung der Roboter benötigt menschliche Arbeitskraft. Alte Arbeitsplätze verschwinden, neue entstehen.

## **Letztlich ein Schreckgespenst**

Die Autor\*innen der 18 Aufsätze sind in unterschiedlichen Disziplinen zu Hause: etwa in der Soziologie, der Politikwissenschaft oder der Geschichte. Entsprechend gelingt es eindrucklich, die Phänomene Roboter, Künstliche Intelligenz und Automatisierung aus vielen Blickwinkeln zu betrachten. Und die Aufsätze sind trotz der unterschiedlichen Theorie- und Forschungstraditionen verständlich. Am Ende bleibt die Erkenntnis, dass die Diskussionen um Automatisierung wohl kaum mehr als ein Schreckgespenst sind, menschenleere Fabriken erst einmal nicht flächendeckend entstehen werden. Schade eigentlich.

Sabine Nuss / Florian Butollo (Hg.) 2019:

Marx und die Roboter. Vernetzte Produktion, Künstliche Intelligenz und lebendige Arbeit.

Karl Dietz Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-320-02362-1.

352 Seiten. 20,00 Euro.

**Zitathinweis:** Sebastian Friedrich: Der (Alb-)Traum von der menschenleeren Fabrik. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1578>.

Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Festung Europa revisited



**Bernd Kasperek**

Europas Grenzen: Flucht, Asyl und Migration  
Eine kritische Einführung

*Es ist nicht nur die Freiheit, die mit Sicherheit stirbt. Eine Bilanz der europäischen Grenzpolitik.*

Rezensiert von [Dimitra Dermitzaki](#)

„Hohe Flüchtlingszahlen“, „Sicherung der Europäischen Grenzen“, „Balkanroute“ oder „überforderte EU-Mitgliedsstaaten“ sind spätestens nach dem Ende des „Langen Sommers der Migration“ 2015 allorts gängige Formulierungen. Sowohl Massenmedien als auch Politik fokussieren sich zunehmend auf Debatten über Geflüchtete und die Konsequenzen für das gesellschaftliche Miteinander. Staatliche Grenzen und Sicherheit spielen dabei eine Rolle, jedoch nicht aus der Perspektive von Geflüchteten oder gar aus einer kritischen Perspektive auf die Wirksamkeit staatlicher Grenz- und Migrationskontrollen.

Welche Entwicklung nahm die gemeinsame europäische Asyl- und Migrationspolitik seit den 1950ern? Wie transformierten sich nationale Migrationspolitiken Mitte des 20. Jahrhunderts in gemeinsame migrationspolitische Regulationen durch europäische Außengrenzen? Wie veränderte sich das europäische „Grenz- und Migrationsmanagement“ besonders durch den sogenannten Sommer der Migration? In Bernd Kaspereks Suche nach Antworten lautet ein ernüchternder Befund, die gemeinsame europäische Asyl- und Migrationspolitik habe das Ziel einer angemessenen Aufnahme und Versorgung von Asylsuchenden im europäischen Raum verfehlt. Stattdessen habe eine intensive Isolierung Europas von den angrenzenden Regionen stattgefunden und eine Regulierung von Migration in EU-Staaten, die von Vorteil für die europäische Wirtschaft sei. „Gegen Ende des ersten Jahrzehnts der 2000er Jahre hat die EU also ein Regime etabliert, das aus einer aufgerüsteten Grenze, einer vorverlagerten der Migrationskontrolle und einem internen System des Migrationsmanagements besteht“ (S. 78), lautet die Bilanz des bisherigen europäischen Migrationsmanagements.

## Grenzregime als Migrationsregime

Mit der „Migrationsfrage“ wird auch die Frage nach erhöhter Sicherheit in europäischen Gesellschaften und damit verbunden auch nach Grenzsicherung verbreitet. Je nach Definition von Sicherheit gibt es durchaus Verknüpfungen zwischen Sicherheit und Migration, wie beispielsweise die Ermöglichung und Sicherung legalisierter und gefahrenfreier Wege für Migrant\*innen nach Europa oder aber die Anerkennung geschlechtsspezifischer Fluchtursachen und Gefahren. Aus bürgerlicher Perspektive stellen Migration und Asyl als verallgemeinerter Themenkomplex jedoch eine Herausforderung und Migrationsbewegungen eine wörtliche als auch symbolische Grenzüberschreitung dar, die es zu unterbinden gilt. Die jahrzehntelange gemeinsame europäische Asyl- und Migrationspolitik der EU stellt genau das dar: einen politischen Komplex, der die wirtschaftlichen Kapitalinteressen der einzelnen Nationalstaaten sowie die der EU als Ganzes vertritt und vor einer potentiellen Wohlstandsumverteilung schützen soll. Die unter „Migrationsmanagement“ zusammengefassten Restriktionen und Kontrollen von Migrant\*innen gemeinsam mit dem Aufrüsten der europäischen Außengrenzen zur Unterbindung von

unregulierten Flucht- und Migrationsbewegungen verdeutlichen, dass Grenzkontrollen auch Migrationskontrollen bedeuten und anders herum.

Bernd Kaspereks Einführung klärt kritisch über grundlegende Aspekte der gemeinsamen europäischen Asyl- und Migrationspolitik auf. Die einzelnen historischen Schritte und Vereinbarungen wie Schengen, der Vertrag von Amsterdam und die Dublin-Verordnungen sowie neuere Entwicklungen von Migrationsbewegungen in den vergangenen Jahren werden vor dem Hintergrund einer kritischen Wahrnehmung von staatlichen Grenzen und Kontrollen beleuchtet.

## **Schengen, Amsterdam, Dublin - Europäische Migrationskontrolle**

Die genannten Verträge und Verordnungen sind Schritte zur Kontrolle darüber, wer wann und auf welche Weise in europäisches Territorium einwandern und dort leben und arbeiten darf. Besonders im Fokus steht dabei das Asylrecht. Die sich nach Schengen langsam entwickelnde europäische Migrations- und Asylpolitik ist nach wie vor auf Abwehr von Migration und sogenannter irregulärer Migration ausgerichtet. Beginnend mit Schengen, waren auch darauf folgende Verträge und Abkommen von dem Ziel motiviert, Migration zunächst innerhalb des europäischen Kontinents zu regulieren und anschließend auch Zuwanderung von außerhalb Europas einzudämmen. Mit Wachsen der europäischen Zusammenarbeit durch die Aufnahme süd- und südosteuropäischer Länder in die Europäische Union, wurden die sogenannten gemeinsamen europäischen Außengrenzen immer weiter in den europäischen Süden und somit in den Mittelmeerraum verlagert.

Schengen war im Zuge der fordistischen Migration, in der Vorphase des Neoliberalismus, ein Mittel zur Regulierung migrierender Menschen, besonders von Arbeitsmigration: „Das Ende der Personenkontrollen und die Einführung der Personenfreizügigkeiten im 'Schengenraum' sollten durch sogenannte Ausgleichsmaßnahmen erreicht werden: Die unterzeichnenden Staaten verpflichteten sich, die Sicherung ihres jeweiligen Teils der Grenze des Schengenraums auszubauen“ (S. 19). Auf diese Weise verlagerten sich die gemeinsamen europäischen Außengrenzen und verschärften Sicherungen dieser, obgleich die einzelnen Mitgliedsstaaten ihre staatliche Souveränität behielten. Der Vertrag von Amsterdam beinhaltet genau das: das Vorantreiben der europäischen Integration. Durch die „Europäisierung“ der Politikbereiche wie Justiz und Inneres wurde die Kooperation in migrations- und grenzpolitischen Angelegenheiten festgelegt.

Die Dublin Verordnungen, aufbauend auf dem Dubliner Übereinkommen von 1990, stellten praktisch eine Erweiterung von Schengen dar. Dublin garantiert die Antragstellung von Asyl, unterbindet aber einen mehrfachen Asylantrag: wer in einem EU-Mitgliedsstaat einen Asylantrag stellt, hat keine Chance, erneut Asyl in einem anderen EU-Staat zu bekommen und ist zudem räumlich in seiner Mobilität auf den Schengenraum eingeschränkt. Durch die neueren Dublin Versionen II und III wurde versucht, die Durchreise von Asylsuchenden durchzusetzen, indem der erste EU-Staat, durch den ein Asylsuchender die EU betritt, ausschließlich für sein Asylverfahren zuständig ist. Zudem wird auch vermehrt das Konzept „sicherer Herkunftsländer“ verwendet, um Asylsuchende unter dem Mantel der Legalität trotz asylrechtlich konformer Gründe abschieben zu können.

Da für die EU Migration und Grenzen sowie Kontrolle nah bei einander liegen, ist besonders im Zuge der neueren Dublin Verordnungen und der höheren Zahlen von anreisenden Migrant\*innen und Geflüchteten in den EU-Raum auch mehr sogenanntes „Migrationsmanagement“ geplant worden. Kontrollmechanismen wie Frontex (einer Art europäische Grenzschutzpolizei), Eurodac (eine europäische Personendatenbank), Aufrüstung und Militarisierung an den sogenannten europäischen Außengrenzen und letztlich die Kriminalisierung der Seenotrettung sind vermehrt zu verzeichnen.

## Neue Wege?

Die fehlende „Wirksamkeit“ der vorangegangenen Grenzregime wird auf der politischen Ebene mitunter als Grund für das Scheitern der Grenz- und Migrationsmechanismen gesehen. Jedoch waren die Mechanismen von Amsterdam, Schengen und Dublin von Anbeginn ungerecht in ihrer Einwanderungsbeschränkung, in ihren Methoden, wie beispielsweise verschärften Kontrollen sowie in ihrer entmenschlichenden Natur anhand rassistischer sowie klassistischer Kriterien über die Migration, und damit das Leben anderer Menschen zu entscheiden. Ursachen für überregionale Migration und binnenvertriebene Menschen wurden zudem kaum bis gar nicht berücksichtigt.

Der „lange Sommer der Migration“ 2015 hatte gesamtgesellschaftliche Änderungen zur Folge. Die EU-Institutionen und Staatsoberhäupter erkannten, dass eine zunehmende Abschottung des konstruierten europäischen Raumes wie bisher auf Widerstand durch die Migrationsbewegungen und ihre Unterstützer\*innen stieß. Dennoch sind neue Vereinbarungen – wie der EU-Türkei Aktionsplan 2016 oder Verträge mit afrikanischen Staaten, Migrant\*innen an der Überfahrt nach Europa mit allen Mitteln zu hindern – die Folge, obwohl Migration als solche dadurch keineswegs verhindert wird. Wo einst die Verantwortung und Versorgungs- sowie Abschottungspflicht in den europäischen Süden wie mit Hilfe von Dublin verlagert wurde, geschieht dies nun durch den EU-Türkei-Deal und den Abkommen mit afrikanischen Nachbarstaaten.

Kaspareks Einführung bietet eine barrierearme chronologische Analyse der gemeinsamen europäischen Migrations- und Asylpolitik der letzten Jahrzehnte. Die einschlägigen Kapitel zu einzelnen Schritten der „Europäisierung“ und Formung einer europäischen Identität beleuchten den zunehmenden Verlauf von Einwanderungsbeschränkung auf nationaler sowie europäisierter Ebene zur Abschottung und damit Formation der „Festung Europa“. Auch Verknüpfungen zwischen einzelnen Mitgliedsstaaten und der EU als Ganzes werden in Verbindung zur Entwicklung von Innen- und Außenpolitik sowie Grenz- und Migrationspolitiken gebracht. Besonders die Wechselwirkungen zwischen Migration und erhöhtem Grenzschutz und Militarisierung sind zentraler Bestandteil der Gesamtanalyse. Kasperek eröffnet eine kritische Betrachtung des europäischen Migrationssystems und liefert eine niedrigschwellige Grundlage zur Hinterfragung bisheriger Migrations- sowie Mobilitätspolitiken, das sich insbesondere für Einsteiger\*innen in die Migrationspolitik eignet.

Bernd Kasperek 2019:

Europas Grenzen: Flucht, Asyl und Migration. Eine kritische Einführung. 2. Auflage.

Bertz+Fischer, Berlin.

ISBN: 978-3-86505-757-0.

164 Seiten. 8,00 Euro.

**Zitathinweis:** Dimitra Dermitzaki: Festung Europa revisited. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1576>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Trauern um gestern für morgen



**Enzo Traverso**  
Linke Melancholie  
Über die Stärke einer verborgenen Tradition

*Verborgen unter der Geschichte der Linken schlummert eine Emotion, die dieser kaum bewusst und doch so wichtig ist. Wir sollten sie wieder ausgraben.*

Rezensiert von [Felix Matheis](#)

Aus welchem Gefühl schöpfen linke Bewegungen ihre Kraft? Wut? Liebe? Vielleicht Angst? Geht es nach Enzo Traverso, ist es keine dieser Emotionen. Es ist die Melancholie. Diesem Gemütszustand, dessen wichtigste Merkmale laut Traverso Trauer und Resignation sind, widmet der marxistische Historiker daher ein ganzes Buch. Er möchte die „melancholische Dimension“ (S. 7) der linken Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts erforschen. Bei ihr handele es sich um eine verborgene Tradition, die es freizulegen gelte. Das ist für das ehemalige Mitglied der Ligue communiste révolutionnaire, einer trotzkistischen Partei in Frankreich, nicht einfach eine historiografische, sondern eine politische Angelegenheit.

## Vergangenheit für die Zukunft

Wie Linke sich auf das Gestern beziehen, habe sich in den vergangenen Jahrzehnten fundamental verändert, so Traverso. Im 19. und 20. Jahrhundert habe im linken Denken eine Dialektik zwischen Vergangenheit und Zukunft bestanden. Demnach sei für emanzipatorische Bewegungen das Vergangene in die Erinnerung einzuschreiben gewesen, um es in die Zukunft zu projizieren. Das soll heißen, bisherige Erfahrungen, gerade Niederlagen, boten Linken die Kraft, positive Erwartungen an die Zukunft zu stellen. Zugleich halfen die Kämpfe der jeweiligen Gegenwart, die Trauer über vergangene Niederlagen zu verarbeiten. Mit dem Umbruch von 1989/90 sei diese Dialektik zerstört worden. Die Epoche, die dann folgte, charakterisiert Traverso als „präsentisch“, als eine „ausgedehnte Gegenwart“ (S. 17), die keine Zukunft, keine echte Utopie mehr kenne. Offizielle Erinnerungsdiskurse würden nur noch Trauer um die Opfer von Gewalt und Genozid kennen, keinerlei Erinnerung an revolutionäre Erfahrungen. Der vormals verheißungsvolle Begriff des Kommunismus sei auf seine totalitäre Dimension reduziert und stehe nur noch für Entfremdung und Unterdrückung. Obwohl seit der Französischen Revolution große Umwälzungen stets Utopien und Hoffnungen erzeugt hätten, fehlten diese den Umbrüchen von 1989/90 und der Folgezeit. Die postsozialistischen Gesellschaften befassten sich nur noch mit der nationalen Vergangenheit, und auch den schwungvollen arabischen Revolutionen seit 2011 sei es nicht gelungen, Neues anstelle des Bisherigen zu setzen.

Der Linken sei durch 1989 die Vergangenheit und damit die Zukunft verlorengegangen, denn der Zusammenbruch des Realsozialismus habe einen „Berg an Ruinen“ (S. 26) hinterlassen, den aufzuräumen kaum möglich war. In der Trauer um diesen Verlust sieht der Autor Melancholie, die er nicht etwa empirisch konstatiert, sondern regelrecht beschwört: „Es ist die Melancholie einer Linken, die [...] sich nicht der Bilanz der akkumulierten Niederlagen entzieht. Eine Linke, die nicht vor der vom Neoliberalismus gezeichneten globalen Ordnung resigniert [...].“ (S. 9) Linke Melancholie habe schon immer existiert, müsse allerdings anerkannt werden, um für neue



emanzipatorische Kämpfe fruchtbar werden zu können. Um dieses politische Anliegen geht es Traverso, der den Anti-Aids-Aktivismus der Homosexuellenbewegung der 1980er zum Vorbild nimmt. Diese hätte ihre Kraft aus der Trauer um ihre Freunde und Geliebten gespeist.

## **Verlieren, um zu gewinnen**

Auf der Suche nach der Melancholie in der linken Vergangenheit führt der Autor uns durch eine Galerie der linken Kultur, in der ihre Texte, Bilder und Filme ausgestellt sind. In den einzelnen Kapiteln, die teilweise auf schon älteren Texten Traversos basieren, zeichnet er die Linie der verborgenen Tradition an ganz unterschiedlichen Beispielen nach. Es geht dabei um die Rolle der Niederlagen in der Geschichte der Linken sowie um die Frage nach Erinnerung für marxistische Bewegungen. Filmen widmet Traverso ein ganzes Kapitel, ebenso wie dem Verhältnis zwischen antikolonialen Bewegungen und europäischen linken Denkern. Auch in der Bohème des 19. Jahrhunderts und im Briefwechsel zwischen Theodor W. Adorno und Walter Benjamin sieht Traverso Anknüpfungspunkte, um sich mit dem Melancholischen zu befassen. Der Begriff der linken Melancholie ist dabei über weite Strecken eher eine lose Klammer, das Buch mehr eine Collage, ein Lesebuch, in dem man vor- und zurückblättern kann.

Linke Niederlagen spielen hier also eine besondere Rolle, und Traverso sucht nach ihrer Funktion für die Linke selbst. Die Pariser Commune von 1871, der sogenannte Spartakusaufstand vom Januar 1919 in Berlin oder der Militärputsch gegen die Regierung Salvador Allendes 1973 waren katastrophale Erfahrungen für emanzipatorische Bewegungen. Trotz des Schreckens und der Trauer, so möchte Traverso an Texten und Kommentaren von Karl Marx, Rosa Luxemburg und Allende zeigen, waren diese Niederlagen Kraftquellen für die Zukunft. Die historischen Situationen, in denen emanzipatorische Bewegungen besiegt und vorerst vernichtet wurden, erscheinen so als Gehversuche, deren Scheitern Anlass zu erneutem Aufbruch gaben. „Die Trauer ist von Hoffnung untrennbar.“ (S. 61)

## **Klassenkampf im Kino**

In Filmen sieht der Autor „gedankliche Erfahrungen über die Vergangenheit“ (S. 101), womit Traverso meint, dass in ihnen Erlebtes verarbeitet wird, weshalb sie dem Historiker als Quelle dienen. Er analysiert daher verschiedene Kinowerke, die sich mit revolutionären Episoden in Europa oder dem antikolonialen Befreiungskampf befassen. So beschreibt Traverso beispielsweise ein Filmprojekt des italienischen Regisseurs Luchino Visconti, dessen Film „Die Erde bebte“ 1948 ausgestrahlt wurde. Visconti habe ursprünglich beabsichtigt, eine Trilogie über Klassenkämpfe in Italien zu schaffen, deren glorreiches Finale die erfolgreiche Besetzung von Ländereien durch Bäuerinnen darstellen sollte. Aus Geldmangel konnte Visconti jedoch nur den ersten Film realisieren, der das Elend italienischer Küstendörfer zeigt. Die Veröffentlichung des Streifens fiel zeitlich zusammen mit der Niederlage der kommunistischen Bewegung in Italien Ende der 1940er Jahre. Das gescheiterte Filmprojekt interpretiert Traverso als künstlerische Parallele, in der sich die Melancholie über die linke Niederlage ausdrückt. Eine derartige Analyse ist also eher sinnbildlich zu verstehen und nicht streng historiografisch. Einen direkten Zusammenhang zwischen dem Scheitern des Filmprojektes und dem Scheitern der italienischen Linken zu dieser Zeit weist der Autor nämlich gar nicht nach. Für Traverso ist der Film vielmehr eine „allegorische Repräsentation der Niederlage“ (S. 103). Zugleich kontrastiert der Autor derartige Filme mit solchen wie „Das Leben der Anderen“ von 2006, in denen der Sozialismus nur noch als totalitäre Vergangenheit erscheint und damit keinerlei emanzipatorisches und utopisches Potenzial mehr besitzt.

Während solche Abschnitte klar von der Frage nach der Melancholie geleitet werden, wird der rote Faden andernorts dünner. So ist es nicht durchweg offensichtlich, was die Bohème des 19. Jahrhunderts, mit der Traverso sich ausführlich befasst, über melancholische Gefühle in der Linken aussagt. Auch das Kapitel über das Verhältnis zwischen Adorno und Benjamin geht inhaltlich deutlich über die zentrale Fragestellung des Buches hinaus. Doch auch dann, wenn Traverso die

Melancholie aus den Augen verliert, kann die Leserin Interessantes über linke Geschichte und Theorie lernen. Das gilt beispielsweise für die Auseinandersetzung mit Karl Marx' ambivalenter Haltung gegenüber dem Kolonialismus und den Kolonisierten, die sich auf seine Rezeption Hegels zurückführen lässt. So erörtert der Autor die Unterschiede zwischen den eindeutig eurozentrischen Sichtweisen in Marx' Frühwerk und seinen Ausführungen im Spätwerk, in dem er seine Herablassung gegenüber dem globalen Süden spürbar revidiert habe. Ferner betont Traverso die Unterschiede zwischen Marx' Texten und den von „kolonialer Selbstzufriedenheit“ (S. 195) geprägten Texten bürgerlicher Ökonomen, etwa John Stuart Mill.

Traverso holt also die Melancholie hervor und präsentiert sie der Linken zur bewussten Reflexion. Damit gewährt er gleich zwei verschiedenen Kategorien ihren Platz im linken Denken. Erstens dem Emotionalen, das Antrieb emanzipatorischer Bewegungen sein kann. Zweitens dem Vergangenen, aus dem Linke nicht nur Melancholie schöpfen können, sondern auch Wissen über ihre eigene Geschichte, das es braucht, um eine neue Zukunft zu erschaffen. Eine solche Rückbesinnung könnte den positiven Zusammenhang zwischen Gestern und Morgen wiederherstellen.

Enzo Traverso 2019:

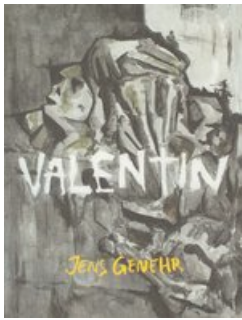
Linke Melancholie. Über die Stärke einer verborgenen Tradition. Übersetzt von: Elfriede Müller. Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-265-2.

296 Seiten. 19,80 Euro.

**Zitathinweis:** Felix Matheis: Trauern um gestern für morgen. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1574>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Bilder des Grauens



## Jens Genehr Valentin

*Der Comic erzählt vom Bau eines gigantischen Bunkers in Bremen durch Zwangsarbeiter im Nationalsozialismus.*

Rezensiert von [Andrea Strübe](#)

Der Stadtteil Farge befindet sich am westlichsten Zipfel der Stadt Bremen. Die Fahrt vom Zentrum aus ist eine halbe Tagestour, es ist, als würde man einen Ausflug aufs Land machen. Kühe, Einfamilienhäuser, Deutschlandflaggen. Viele Bremer\*innen sind wahrscheinlich noch nie da gewesen. Warum auch?

Nun, mitten in Farge, direkt an der Weser, erhebt sich kolossal ein Stück dunkelster deutscher Geschichte: Der Bunker Valentin. Ein riesiger Klotz aus Beton, düster, kalt, beängstigend. Gebaut zwischen 1943 und 1945 von der deutschen Marine als eingebunkerte U-Boot-Werft. Mit den dort gebauten U-Booten wollten die Nazis den Krieg gewinnen. Kein einziges hat die Werft je verlassen. Natürlich wurde dieses Ungetüm aus Beton nicht von Marinesoldaten errichtet, sondern von tausenden Zwangsarbeiter\*innen. Kaum vorstellbar, wie innerhalb von zwei Jahren ein Bau dieser Art fertig gestellt werden konnte. Wie krass müssen die Bedingungen des Zwangs gewesen sein?

Die Geschichte des Bunkers ist mittlerweile gut dokumentiert und wird vor Ort am „Denkort Bunker Valentin“ vermittelt. Mit dem Comic „Valentin“ hat Jens Genehr im jungen Bremer Golden Press Verlag nun eine weitere Aufarbeitung vorgelegt.

## Die Baustelle für den Endsieg

Erzählt wird die Geschichte aus unterschiedlichen Perspektiven auf Grundlage dokumentarischer Zeugnisse. Da ist einmal der Polizist Jonny S., der eigentlich Johann Seubert heißt und der als Kreisfilmberichterstatter von der Marine mit der Dokumentation der Baustelle beauftragt wird. Monatelang bewegt er sich über die Baustelle, fotografiert und filmt, lässt sich von Ingenieuren und Marineobersten herumführen. Was er einfängt, dient der Propaganda: Maschinen, Fortschritt, Produktivität. „Deutsche Wertarbeit“ (S. 126) auf der „größten Baustelle Europas“ (S. 18).

Und es wird die Geschichte von Raymond Portefaix erzählt, der im Juni 1944 als 17-jähriger aus Murat in Frankreich verschleppt wird. Aus dem KZ Neuengamme wird er schließlich nach Farge zur Zwangsarbeit gebracht. Schon in der ersten Nacht erfährt er von einem anderen Häftling, wie die Zustände sind: „Schrecklich!“ (S. 67) Der Schrecken zeigt sich in unterschiedlichen Facetten. Die „Unterbringung“ der Häftlinge erfolgt unterirdisch in umgenutzten Ölbunkern. Zur Lageroutine gehören Appelle, lange Fußmärsche, Schläge durch die Kapos und die Nazis, Beschimpfungen, mangelhafte Nahrung. Und mehr als eintausend Tote, zu Tode geschuftet oder ermordet, manche sogar vor den Augen aller hingerichtet. Auch die Baustelle selbst mit ihrem schweren Gerät und dem vielen Zement begräbt immer wieder Menschen unter sich.

All das zeigt Genehr mit schonungslosen Bildern. Er arbeitet lediglich mit Schwarz und Grau, zeichnet und tuscht. So stellt er eine Atmosphäre des Grauens her, die sein Sujet außerordentlich

trifft. Er arbeitet mit nahen Portraits von vom Schrecken erstarrten Gesichtern und Bildern, die die Entmenschlichung aufs Drastischste und auch Intimste darstellen. Zum Beispiel Szenen in der Latrine, wo die eigene Scheiße, an eine Nadel mit Bindfaden geschmiert und durch die Haut gebohrt, verwendet wird, um sich selbst ernste eitrige Entzündungen zuzufügen und ins Krankenrevier gebracht zu werden, um so der tödlichen Schufferei kurzzeitig zu entgehen.

## **Mensch sein unter unmenschlichen Bedingungen**

Genehr gelingt es, Menschen zu zeigen, wo die Bedingungen unmenschliche sind. Die Gefangenen werden nicht bloß dargestellt als ausgemergelte, in schwarz-weiß gekleidete Schatten ihrer selbst. Sie bekommen Namen, Gesichter, menschliche Regungen und Bedürfnisse. Erzählt wird von der Konkurrenz um das Wenige und den Argwohn gegen Häftlinge anderer Nationen, aber auch von kleinen subversiven Akten, Momenten der Rebellion und der Solidarität.

Problematisch wird diese Fokussierung des Menschlichen, wenn es um die Nazis geht. Denn die – allen voran Jonny S. – bekommen viel Raum in dem Comic. Das dient einerseits dazu, ihre Widerwärtigkeit und ihren Größenwahn einzufangen. Das wird besonders bei den Begehungen der Baustelle deutlich, aber auch in anderen Episoden, wie zum Beispiel einer Bootstour mit den Herren der Baustelle und Elfriede, der Sekretärin. Die Sorge um den Ausgang des Krieges treibt alle um, doch wird mit großen Worten Optimismus gestreut: „Selbst wenn wir diesen Krieg verlieren sollten, bin ich fest davon überzeugt, dass eines weiterhin Bestand haben wird ... nämlich das Deutsche an sich...“ (S. 47) Andererseits menschelt es dadurch an manchen Stellen zu sehr, etwa, wenn ein Flirt zwischen Jonny und Elfriede angedeutet und Jonny wiederholt als Charmeur dargestellt wird, oder wenn er schließlich ein schlechtes Gewissen wegen der vielen toten Häftlinge bekommt. Warum dieser menschliche Anstrich?

## **Schafft Comic Sichtbarkeit?**

Mit „Valentin“ wird ein Stück Geschichte erzählt. Über die Frage, ob ein Comic ein angemessenes Mittel ist, eine solche Geschichte zu erzählen, ist viel diskutiert worden. Macht ein Comic Geschichte nicht einfach leichter konsumierbar, werden dort nicht Bilder erzeugt, die fiktional sind und tatsächliche Bilder überlagern, beziehungsweise in der Auseinandersetzung mit dem Thema das Entstehen eigener Bilder verhindern? Wird Wahrheit so durch Kunst verschüttet, zum Konsumgut gemacht?

In „Valentin“ ist das Gegenteil der Fall: Wahrheit wird hier, wenn auch nicht als fotografischer Abzug tatsächlich eingefangener Szenen, ein Stück weit sichtbar gemacht. Genehr hat sich mit vielfältigen Quellen beschäftigt, und schon auf den ersten zwei Seiten wird in einer Art Reflexion deutlich, dass er gewissenhaft an diese Materie heran geht. Natürlich werden im Comic Bilder, Menschen, Gesagtes dargestellt, das es in dieser Form nicht gegeben hat. Doch kann „Valentin“ vermitteln. Und leicht zu konsumieren ist es ganz sicher nicht.

Jens Genehr 2019:

Valentin.

Golden Press, Bremen.

ISBN: 978-3-9819880-5-5.

240 Seiten. 32,00 Euro.

**Zitathinweis:** Andrea Strübe: Bilder des Grauens. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1579>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Die Entmythisierung des türkischen Staates und der AKP



**Axel Gehring**

Vom Mythos des starken Staates und der europäischen Integration der Türkei

*Das EU-Projekt ist kein explizit demokratisches und die AKP ist der Demokratie zu keiner Zeit verpflichtet gewesen.*

Rezensiert von [Arif Rüzgar](#)

Nach der hegemonialen Erzählung war die Staatsgründung der Türkei (1923) im Wesentlichen durch die Bezwingung zweier kollektiver Feindbilder erreicht worden: die einen waren die imperialistischen Invasoren, die in einem heroischen und erfolgreichen antiimperialistischen Kampf geschlagen wurden, die anderen die inneren Feinde einer modernen Republik. In die zweite Kategorie fielen ethnisch-religiöse Gruppen wie Armenier\_innen oder Aramäer\_innen. Der Staat entledigte sich ihrer im Zuge von „Säuberungen“, zerschlug zudem die kurdischen Aufstände und verfolgte historisch durchgehend in aller Schärfe linke Kräfte und Akteur\_innen. Des Öfteren in der Geschichte der Türkei putschte das Militär, mit der Zielsetzung, die gesellschaftlichen Verwerfungen zu befrieden.

Die Grundaussage des konstruierten Narrativs der herrschenden Klassen war, dass der Staat unabhängig von gesellschaftlichen Bedingungen und Klassen die gesellschaftliche Einheit geschaffen und damit die Existenz einer in sich homogenen Gesellschaft in einer modernen und von Klassenwidersprüchen befreiten Republik gesichert habe – und dies im Zweifelsfall auch weiterhin tun werde. Damit wurde vorbeugend der Gefahr einer radikalen Umwälzung begegnet, wie sie unlängst in Russland geschehen war. Auch heute reagiert der türkische Staat mit äußerster Gewalt auf Kritik und jedwede vermeintliche Gefahr für den inneren Zusammenhalt. Selbst Besetzungen fremder Gebiete werden mit der Begründung der Gefahr für die gesellschaftliche Einheit legitimiert, wie unlängst der Einmarsch in Syrien oder in den kurdischen Gebieten Nordiraks vor Augen geführt hat. So erscheint es, dass eben dieser Staat über der Gesellschaft, der Wirtschaft und auch den politischen Parteien steht und als allmächtige, unabhängig regulierende Instanz auftritt. Im Umkehrschluss, das ist eine der zentralen Thesen aus Axel Gehrings ausführlicher Forschungsarbeit, bedeutet das sowohl in der EU als auch in der Türkei, dass der Staat das Haupthindernis der Demokratisierung der Türkei bildet. Daher verfolgten seit der Staatsgründung 1923 politische Akteur\_innen das Ziel, die staatliche Dominanz zu durchbrechen. Die eigentlichen ökonomischen Kräfte und Interessen dahinter wurden und werden dabei fälschlicherweise nicht in Betracht gezogen.

## Der Staat als Verdichtung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse

Axel Gehring hinterfragt und zerlegt in seiner Arbeit die Dichotomie zwischen Staat und Gesellschaft. Er folgt der These Poulantzas, den Staat als eine spezifische materielle Verdichtung von Kräfteverhältnissen zwischen Klassen und Klassenfraktionen zu betrachten. Des Weiteren folgt er der Hegemonietheorie von Gramsci, wonach der Staat ein „Austragungsort gesellschaftlicher

Kämpfe um Hegemonie“ (S. 423) ist. Damit begreift er den „Staat als gesellschaftliches Verhältnis wie auch als Ensemble von Apparaten innerhalb einer antagonistisch verfassten Gesellschaft [...]“ (S. 29). Letztlich sei die ökonomische Regulationsform ein Kompromiss verschiedener hegemonialer Akteure, welche sich im Politischen wiederfindet: „Die in sich krisenhafte kapitalistische Produktionsweise zwingt die konkurrierenden Klassenakteur\_innen dazu, sich zur Stabilisierung der Kapitalakkumulation auf eine gemeinsame Akkumulationsstrategie zu einigen.“ (S. 30)

Im Anschluss an die theoretische Klärung des Staatsbegriffs folgt ein empirischer Teil, in dem unterschiedliche Regulationsphasen untersucht werden. Detailliert stellt Axel Gehring die sich im historischen Verlauf verändernden realökonomischen Bedingungen dar, um die Veränderungen der Konstellationen in der politischen Sphäre zu erläutern. Damit liefert er eine umfassende – nahezu enzyklopädische – historisch-empirische Analyse mit einer vorangestellten gesellschaftstheoretischen Konzeption.

## **Die wahren Interessen der EU**

Eine historische Analyse des Verhältnisses zwischen Staat und Klassenakteur\_innen ist auch notwendig, um die aktuellen internationalen Verflechtungen und gesellschaftlichen Entwicklungslinien zu begreifen – und zukünftige vorwegzunehmen. Mit der politischen Machtübernahme wurde die AKP (Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung) im Jahr 2002 weltweit als eine Kraft wahrgenommen, die sich entschieden der Demokratisierung der Türkei verschrieben hatte und die undemokratische autoritär-kemalistische Staatsmacht bändigen wollte. Sie vertrat vor allem konservativ-religiöse Bevölkerungsgruppen besonders aus den ärmlichen Bezirken der Großstädte und dem ländlichen Raum, welche bisher von den modernen kemalistischen Staatseliten nicht beachtet worden waren. Diese schienen nun durch die AKP erstmals in der Geschichte seit der Staatsgründung politisch und kulturell, gegen die kemalistischen Eliten, repräsentiert zu werden.

Die AKP erhielt lange Unterstützung aus der EU. Jedoch veränderte sich beginnend mit den Gezi-Protesten im Juni 2013 die Wahrnehmung durch die westliche Öffentlichkeit. Die Proteste läuteten einen Wendepunkt in der medialen Wahrnehmung und Darstellung ein. Die AKP legte ihre „demokratische“ Maske ab. Erdogan wurde fortan als autoritärer Herrscher mit uneingeschränkten Machambitionen kritisiert. Zu einem Bruch in den EU-Beziehungen führte dies dennoch nicht, auch aufgrund von ökonomischen und geostrategischen Interessen. Am Ende der Lektüre wird den Leser\_innen klar, dass das EU-Projekt kein explizit demokratisches, sondern vielmehr ein auf ökonomischen und geostrategischen Interessen basierendes Projekt ist, und dass die AKP der Demokratie zu keiner Zeit verpflichtet war. Was 2013 begann, war ein Verfallsprozess der AKP und mit ihr der neoliberalen Regulierungsweise.

Axel Gehring legt eine theoretisch fundierte Arbeit vor, deren historisch-empirischer Teil einen umfassenden Anspruch verfolgt. Die Lektüre lohnt sich daher nicht nur für Dozierende und Studierende der Politik- und Wirtschaftswissenschaften sowie für politische Akteur\_innen und Journalist\_innen, sondern sie dürfte ohne Zweifel auch eine Bereicherung für Historiker\_innen sein. Die Türkei-Forschung ist um einen wichtigen Forschungsbeitrag bereichert worden.

Axel Gehring 2019:

Vom Mythos des starken Staates und der europäischen Integration der Türkei.

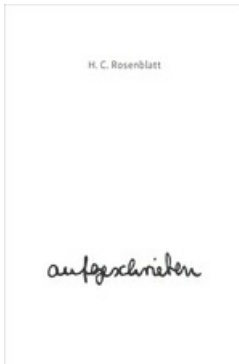
Springer VS, Wiesbaden.

ISBN: 978-3-658-24571-9.

458 Seiten. 54,99 Euro.

**Zitathinweis:** Arif Rüzgar: Die Entmythisierung des türkischen Staates und der AKP. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1573>.  
Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Zeug\_innenschaft als Solidarität



**Hannah C. Rosenblatt**  
aufgeschrieben

*Das Schreiben über Trauma wirft auch fundamentale Fragen der gesellschaftlichen Reproduktion auf.*

Rezensiert von [Barbara Schecher](#) und [David Doell](#)

Wenn ein Subjekt über erlittene Gewalt schreibt, dann ist diese immer schon passiert, irreversibel in der Zeit eingeschrieben. Die außenstehenden Leser\_innen können das nur nachträglich bezeugen. Die Zeug\_innenschaft kommt immer schon spät. Aber vielleicht noch nicht *zu* spät. Darum geht es in H.C. Rosenblatts „aufgeschrieben“: Es ist ein Buch „für alle“, ein Text, der alle angehen sollte und an alle adressiert ist. Ein Buch, das alle angeht in der Frage, wie Gewalt Menschen in der Gesellschaft trifft und behindert macht. Ein Buch, das angesichts realer Gewaltverhältnisse Sprachlosen dabei helfen kann, eigene Worte zu suchen. Aber auch ein Buch *für* alle, weil Grundbedingungen des Mensch-Seins im Spätkapitalismus allgemein begreifbar werden.

Verständlich wird dieses doppelte „für alle“ bereits an den ersten Zeilen: Dort geht es um die Frage, warum man an Eltern den Anspruch stellt, bedingungslose Liebe für ihre Kinder zu haben. Denn was ist, wenn diese Liebe ausbleibt oder Eltern ihrem Kind sogar systematisch Gewalt antun? Darin stellt sich implizit auch schon die Frage nach der Gesellschaft: Wie reproduziert sie sich überhaupt? Was ist an Sorgearbeit dafür notwendig? Rosenblatt verarbeitet diese Nicht-Erfahrung mit „aufgeschrieben“ in einer Art *traumaaufarbeitender Inszenierung*, in der verschiedene Instanzen ihrer Person (oder Personen) mit ihren fiktiven, abwesenden Eltern sprechen. „Ich lebe ein *frei\_von\_bedingungsloser\_Liebe-Leben*“ (S. 69), sagt eine dieser Personen. Eine andere Person sagt: „Ihr habt uns eure Verantwortung aufgeladen und für eure Privilegien bezahlen lassen. Das ist aber nicht, wozu Kinder da sind.“ (S. 23)

Die Frage „Was ist passiert?“ steht immer im Raum, wird aber nicht einfach beantwortet. Darum geht es (nicht). Der Schreibprozess ist selbst Teil der Traumaverarbeitung. Überhaupt etwas aufschreiben zu können, ist häufig erst das Produkt langer Trauer- oder Traumaarbeit. Zwang, Gewalt, Ausbeutung, Entfremdung, Schmerzen, Dissoziation, Verzweiflung, Depression, Suizidalität – das Schreiben des zerrissenen Subjekts ist allgemein nicht einfach gegeben, sondern muss immer erst prekär hergestellt werden. Im Nachwort schreibt Rosenblatt:

*„Ich kann von mir als Ich schreiben, obwohl ‚Ich‘ zu Beginn des Schreibprozesses noch viel mehr ein ‚Wir‘ bedeutet hat. Und glaube heute, dass es ohne das viele Schreiben nie dazu gekommen wäre.“ (S. 93)*

Die Vielen blicken auf das Trauma und sprechen mit ihren fiktiven Eltern, Rosenblatt als Erzählerin protokolliert das heterogene Sprechen und die Stille dazwischen. Traumaaufarbeitung ist keine lineare Abhandlung.



## Produktion und Reproduktion – zwei Modi der Gewalt

Die Familie, die das Verhältnis Eltern-Kind konstituiert, ist eines der komplexesten Abhängigkeitsverhältnisse überhaupt. Kaum an einem anderen Ort der Gesellschaft kann die Macht der einen über die anderen so absolut werden. Im Spätkapitalismus ist die heteronormative Kleinfamilie nun nach wie vor ein Ort von systematischer Gewalt. Der Ort, an dem die unbezahlte Reproduktion der Arbeitskraft geschlechterspezifisch arrangiert und durch misogynen Gewalt von Misshandlung bis Femizid unterlegt ist.

Die Klasse der Lohnabhängigen ist auch in den kapitalistischen Zentren nicht *eine*, sondern immer noch entlang verschiedener gesellschaftlicher Macht- und Ausbeutungsverhältnisse gespalten. Der ausgebeutete männliche Arbeiter kann immer noch seine Frau schlagen, die Eltern können immer noch den Kindern Gewalt zufügen. Genau diese Analyse von Macht wird in Rosenblatts Werk implizit immer wieder sichtbar – auch, indem es etwa nicht nur um die ursprünglich erfahrene Gewalt in der Familie geht, sondern um deren kontinuierliche Deckung und Reproduktion. Also um so etwas wie das Versagen von primärer und sekundärer Zeug\_innenschaft der Gesellschaft.

*„So viele Erwachsene waren daran beteiligt, dass niemand etwas erfährt, selbst wenn jemand etwas erfährt. Das ist das Bitterste an all dem. [...] Die Horterzieherinnen, die es gesehen haben. Die es gewusst haben, weil wir Kinder es ihnen gesagt haben. Die Lehrerinnen. Die Psychologinnen, die die Folgen an mir glasklar vor der Nase hatten.“ (S. 61)*

Die direktere Gewalt der Reproduktionssphäre, die die abstraktere Ausbeutung der Produktionssphäre in anderer Form spiegelt, soll unsichtbar bleiben. Betroffene werden in ein Leben gedrängt, in dem sich die ursprüngliche Auslieferung gegenüber gesellschaftlichen Institutionen (Pflegefamilie, Psychiatrie und so weiter) wiederholt. Im Spätkapitalismus hat das einen doppelt enthüllenden Charakter, da das Individuum sowohl die versprochene Liebe der zentralen Reproduktionsinstanz Familie nicht erfährt als auch die kompensatorische Reproduktionsarbeit als kapitalistisch verdinglichte erfahren wird: „Schlecht war der Ersatzcharakter. Schlecht war meine Rolle als Kostenfaktor mit Potential, das keinerlei tiefere Verbindung zu den Menschen als Ganzes eingehen durfte. Niemals. Jemals.“ (S. 45)

## Eine Schuld, die nicht sühnbar ist

Man sagt, der Charakter einer Gesellschaft zeige sich besonders am Umgang mit ihren machtlosesten Mitgliedern. Die Vielen in „aufgeschrieben“ sind aber nicht mehr machtlos, sie haben Sprache, sie sind nicht bloße Opfer. Sie machen Traumaarbeit sogar für alle sichtbar. Am Ende sagt eine der Personen zu ihren Eltern. „Ich hasse euch nicht.“ Sie stehen im Rahmen der Küchentür und schauen sie ein letztes Mal an. „Nicht einmal das.“ (S. 81) Das Subjekt hat sich über eine spezifische Trauma- und Trauerarbeit konstituiert, die Personen, die die primäre Gewalt ausgeübt haben, werden nicht mehr gebraucht, noch nicht einmal mehr als Objekt von Hass.

Obwohl das Ende dieser Traumaarbeit mit den fiktiven Eltern vielleicht erreicht ist, ist es die allgemein notwendige Trauerarbeit der Gesellschaft bestimmt nicht. Eine andere Person sagt: „Das ist, was ich empfinde, wenn ich erfahre, wie viele andere Menschen nicht überlebt haben. Ich empfinde da kein Mitleid oder denke, dass es hätte verhindert werden können. Das ist einfach nur Schuld, die nicht sühnbar ist. Weder mit einem nachträglichen Sterben noch irgendeiner anderen Geste.“ (S. 64)

Im Nachwort und der „Lesehilfe“ von Mai-Anh Blogger werden die Leser\_innen mit einiger Vehemenz daran erinnert, dass Zeug\_innenschaft immer prekär ist und Verstehen zwischen Ungleichen entlang gesellschaftlicher Machtverhältnisse scheitert: „Wenn Sie, verehrte Leser\_innen, hier angekommen sind, haben Sie sich schuldig gemacht.“ Und: „Jeder Versuch zu verstehen, jede Anmaßung, verstanden zu haben zumal, nimmt das allzu freie Subjekt gefangen.“ (S. 85) Die Schuld der Leser\_innen zu fokussieren statt den Zusammenhang zwischen

traumatisiertem Individuum und gesellschaftlicher Gewalt allgemein zu beleuchten, wirkt allerdings auch verkürzt. In Zeiten eines neuen Hauptwiderspruchsdenken und permanenter „Kritik“ von sogenannter Identitätspolitik ist es sehr wichtig, das Singuläre gegenüber dem Allgemeinen zu bewahren und einen falschen Universalismus zurückzuweisen. Gesellschaftliche Gewalt trifft je nach Machtverhältnissen und gesellschaftlichen Positionierungen anders.

Aber man wird dem Besonderen nicht gerecht, wenn man in dieser Weise vom Allgemeinen abstrahiert, ein „allzu freies Subjekt“ postuliert und individuelle Schuldsprüche verteilt. Die spezifische Traumaaufarbeitung bekommt viel eher vor dem gesellschaftlichen Hintergrund ihre volle Bedeutung. Aus einer linken Perspektive gilt es davon ausgehend gewiss Verhältnisse zu schaffen, in denen Produktion und Reproduktion anders und weniger gewaltvoll organisiert werden. In denen ein Individuum auf sichere Care-Strukturen vertrauen kann und nicht permanent einer mehrwertorientierten Ausbeutungs-Logik unterworfen ist. Im Hier und Jetzt ist es wichtig, die krassesten Härten von Leid durch Zeugen\_innenschaft, Zuhören, Solidarität abzumildern. Gerade daran, Marginalisierten zuzuhören, scheitert die Linke gegenwärtig oft. Obwohl dadurch vielleicht so viel über das Singuläre und das Ganze verstanden werden könnte. Das Singuläre gleich zu machen oder ganz anders sind zwei Seiten einer Medaille, die diesem nicht gerecht werden.

Hannah C. Rosenblatt 2019:  
aufgeschrieben.

Edition Assemblage, Münster.

ISBN: 978-3-96042-053-8.

96 Seiten. 15,00 Euro.

**Zitathinweis:** Barbara Schecher und David Doell: Zeug\_innenschaft als Solidarität. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1572>.  
Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Zwischen treffsicherer Kritik und dumpfen Parolen



## Berlin Busters Social Club

Unerhört! Adbusting gegen die GesamtscheiÙe  
Veränderte Werbung als Gesellschaftskritik?

*Werbung nervt. Aktivist\*innen treten der Reklame-Allmacht im öffentlichen Raum mit Adbusting entgegen und reflektieren ihre Aktionsform in einem erfrischenden Werk.*

Rezensiert von [Sabrina Pohlmann](#)

Adbusting ist das Verändern von Werbung im öffentlichen Raum. Meistens werden große Plakate gering manipuliert, sodass eine Verfremdung der Botschaft stattfindet. Welche Potentiale hat diese Aktionsform? Kann sie wirksame Gesellschaftskritik sein? Diesen Fragen stellen sich einige Aktivist\*innen, die gemeinsam die Broschüre „Unerhört! Adbusting gegen die GesamtscheiÙe“ herausgegeben haben. Die Antwort lautet ausgesprochen reflektiert „Jein“. Gleichzeitig liefern sie mit ihrer Broschüre einen interessanten Beitrag, der zeigt, wie andere Aktivist\*innen ihre Aktionen zusammenfassen und hinterfragen könnten: Zugänglich für alle Interessierten, offen für Kritik, dabei aber doch mit dem Selbstbewusstsein, dass die eigene Arbeit wertvoll ist.

Durch dieses Buch zu blättern, ist wie ein Gespräch mit einer altgedienten Aktivistin, die einiges zum Thema gelesen hat und ihr eigenes Tun seit Jahren reflektiert: Leicht unstrukturiert, aber immer anregend, ohne sich zu sehr auf eine Theorielinie zu versteifen und offen für Anregungen wird hier durch das Thema geführt. Gut so! Das Kollektiv spielt den Charme des linken Kleinverlags voll aus: Innovatives Format, ein kleiner fotokopierter Zusatzguide, der per Hand eingeklebt wurde und in dem erklärt wird, wie man Werbevitruinen öffnet. Dazu kommt ein angenehm unakademischer Sprachgebrauch.

Es sollte mehr solcher Bücher geben, die irgendwo zwischen praktisch orientierter Theorie und theoretisch orientierter Praxis verortet sind und so neue Gesprächsräume eröffnen. Die Herangehensweise, zwischen praktischen Beispielen und deren Erklärung hin- und herzuwandern, ist produktiv, gerade weil sie keine abgeschlossenen Thesen präsentiert und die Autor\*innen auf starre Textstrukturen verzichten.

## Ein verlorener Kampf?

Die Diskussion ist ausgesprochen komplex, ohne dabei abgehoben zu werden: Seitenhiebe auf Adorno treffen Gesetzestexte, treffen Verweise auf Blogs, treffen eigene Überlegungen. Insgesamt ergeben sich viele spannende Ansätze, die vielleicht an der einen oder anderen Stelle noch weiter ausreifen und begründet werden müssten. Dass es sich hier niemand einfach macht, ist natürlich begrüßenswert, aber eben auch: unbefriedigend, weil die aufgeworfene Frage, ob Adbusting denn nun gegen die GesamtscheiÙe hilft oder nicht, letztlich offen bleibt und wahrscheinlich nie endgültig beantwortet werden kann.

Im Vergleich zu den Texten sind die vorgestellten Praxisbeispiele jedoch ein wenig zu simpel und konterkarieren teilweise die selbstkritische Reflexion auf Textebene. Die Adbustings sind bisweilen gefährlich nah an der Verkürzung, die im Anfangsteil des Buches noch treffend kritisiert wird. Einige der Slogans klingen eher nach Punks aus den 1970ern als nach 2019. „Lieber um Bier battlen als Kriege anzetteln“, heißt es da an einer Stelle. Das ist zwar nicht falsch, aber auch keine

überzeugende Kritik an der Bundeswehr, die vorübergehende Passant\*innen vielleicht überzeugen könnte. Müsste da nicht noch viel mehr gehen, als neue Parolen über die alten Parolen zu schreiben? Spielt man damit nicht letztlich das Spiel auch nur mit und setzt dem Diskurs eine weitere Ebene an Bedeutungslosigkeit hinzu? Geht es nicht genau darum, diese bestechend einfachen Aussagen nicht mehr in die Welt zu setzen? Im Text wird dann aber genau dieses Spannungsverhältnis wieder aufgegriffen und beschrieben, und der dialektische Kreis dreht sich weiter.

## **Aktionsform von gestern?**

Letztlich wird die mögliche Wirksamkeit natürlich auch durch die geringen Mittel begrenzt: Es ist für eine kleine Gruppe schwer, den Budgets großer Marketingabteilungen etwas entgegenzusetzen. Auch die kreativsten Adbuster\*innen dürften da manchmal eben nicht weiterkommen und scheinen sich dieses Zwiespalts ununterbrochen bewusst zu sein. Bei so viel Zweifeln trotzdem weiterzumachen und die eigenen wunden Punkte öffentlich zu machen, ist widerständige Praxis im besten Sinne, die Diskussionen führt, ohne sich davon lähmen zu lassen.

Zum Schluss bleibt vor allem eine Frage offen: Ist Werbung auf Plakaten überhaupt noch relevant oder ist sie nicht längst in die sozialen Netzwerke weitergezogen? Was ist mit den Algorithmen, dem Suchmaschinenmarketing, den gesponserten Posts im halbprivaten Raum der sozialen Netzwerke? Der Kapitalismus und die Gesamtscheiße sind längst auch digital geworden, da scheint es angemessen, digitale(re) Aktionsformen zu entwickeln.

\*\*

Beziehbar im Buchladen Schwarze Risse in Berlin, auf Veranstaltungen des Berlin Busters Social Club oder online [hier](#).

Berlin Busters Social Club 2019:

Unerhört! Adbusting gegen die Gesamtscheiße. Veränderte Werbung als Gesellschaftskritik? Selbstverlag Berlin Busters Social Club, Berlin.

**Zitathinweis:** Sabrina Pohlmann: Zwischen treffsicherer Kritik und dumpfen Parolen. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1575>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

# Kein faschistisches Paris



## Kersten Knipp

### Die Kommune der Faschisten

Gabriele D'Annunzio, die Republik von Fiume und die Extreme des 20. Jahrhunderts

*Die Republik von Fiume als Pendant zur Pariser Kommune? Kersten Knipp findet in der Ausnahmeerscheinung des 20. Jahrhunderts Erklärungen für das heutige Italien.*

Rezensiert von [Jonathan Eibisch](#)

Zeitgeschichtliche Blicke an den Beginn des 20. Jahrhunderts sind Kersten Knipps Metier. Mit dem Band „Die Kommune der Faschisten“ gelingt es ihm auf anschauliche Weise, die historisch-politische Ausnahmeerscheinung der zwischen 1919 und 1920 bestehenden Republik von Fiume zu beleuchten. Dabei verknüpft Knipp die Lebensgeschichte des exzentrischen Dichters Gabriele D'Annunzio mit den Wirren der stark umkämpften Nationalstaatenbildung Italiens. Dessen permanentes Legitimationsdefizit begünstigte die Entstehung und schließlich den Aufstieg des historischen Faschismus. Im Stil einer literarischen Collage gelingt es Knipp dabei, der Leserin geschichtswissenschaftliche Studien und zahlreiche Zeitzeugnisse auf nachvollziehbare und kurzweilige Weise zu präsentieren. Dabei überrascht er mit einer Vielzahl an literarischen Einschüben, durch welche das Lebensgefühl der Jahrhundertwende, von der Dekadenz des Fin de Siècle bis zur – von den italienischen Nationalisten empfundenen – Kränkung eines „verstümmelten Siegs“ nach dem Ersten Weltkrieg in die heutige Zeit gespiegelt wird. Immer wieder sucht Knipp aktuellere Bezugspunkte, indem er etwa die sexuellen, psychedelischen und musikalischen Exzesse der Aufständischen der kroatisch-italienischen Adriastadt – dem heutigen Rijeka - mit der Hippiebewegung der 1968er Jahre vergleicht.

## Vom Katholizismus bis in den Faschismus

Insbesondere in seinem Schlusskapitel zum „demagogischen Erbe“ geht Knipp auf den heute vorhandenen Rechtspopulismus, die postdemokratische Ära Berlusconi und das von Beppe Grillo gegründete Movimento 5 Stelle ein. Der nationalistische Kriegsbefürworter D'Annunzio ist ein selbstdarstellerischer und wankelmütiger Literat. In diesem Zusammenhang passt es, dass er mit der avantgardistischen, maskulinistischen, technophilen und proto-faschistischen Kunstströmung des sogenannten Futurismus sympathisierte. Knipp stellt ihn als Vorläufer und Prototypen eines skrupellosen pseudo-faschistischen Anti-Politikers vor, der Gefühlsregungen über jede sachliche politische Überlegung und Abwägung stellt. Ausführlich zeichnet Knipp nach, wie der kühl berechnende Egozentriker die Schwingungen seiner Zeit gezielt aufnimmt, um in der kapitalistischen Massengesellschaft einen bis ins Extreme gesteigerten bürgerlichen Individualismus zu kultivieren. Der sich zaghaft entwickelnden Demokratie begegnet er mit Verachtung und fiebert im Technologiezeitalter hautnah bei der Etablierung des Flugzeugs mit. Bald danach begeistert er sich für erste Formen des Luftkrieges. Spannend liest sich die Gemengelage verschiedenster miteinander ringender politischer Strömungen und Weltanschauungen etwa von Syndikalismus, radikalem Sozialismus, über das liberale Lager, den erkonservativen Katholizismus, bis hin zum Faschismus, welche das Setting abgeben, in welchem D'Annunzio und seine Zeitgenossen sich bewegen.

Knipp geht von einer - nahezu wahnhaften - nationalistischen Projektion aus, welche zur eine

Gruppe Freischärler motivierte, die Kleinstadt Fiume in die italienische Nation einzugliedern und zu annektieren. Jene Bestrebungen erklärt er mit dem Ausbleiben militärischer und internationaler politischer Erfolge, mit einer durch den Krieg traumatisierten Jugend, der Mobilisierung unterschiedlichster Mythen, den bahnbrechenden technologischen Neuerungen, wie auch der Instabilität des italienischen Regimes. Letzteres fand sich als junge bürgerliche Herrschaftsform zerrieben zwischen starken sozialistischen Massenbewegungen auf der einen Seite und einer nach wie vor äußerst einflussreichen katholischen Kirche, die den Gang der Geschichte am liebsten wieder zurückdrehen wollte. Gabriele D'Annunzio sei derjenige, welcher diesen kollektiven Wahn kanalisiert, die Richtung weist und mit seiner poetischen Sprache der Illusion kurzzeitig zur Wirklichkeit verhilft. Dieses Vorhaben kann als Protest gegen die Realität internationaler Politik und der Machtverhältnisse in dieser verstanden werden, wie sie 1919 in Paris neu verhandelt worden waren. Nicht zuletzt wird dabei um die Interpretation des Wilson'schen Diktums eines „Selbstbestimmungsrechtes der Völker“ gerungen. Mit deutlichen Tendenzen zum Faschismus handelte es sich bei diesem seltenen Spektakel in Fiume dennoch um einen Vorläufer desselben, vermischt mit sozialistischen, anarchistischen, liberal-demokratischen, in jedem Fall: anti-katholischen Aspekten. So wird beispielsweise die Kaperung von Schiffen mit antiimperialistischen Argumenten gerechtfertigt, als die Versorgung des Freistaats schon in absehbarer Zeit im Zusammenbruch begriffen ist.

## **Keine nationalistische Pariser Kommune - oder doch?**

Kritisch anzumerken ist dagegen, dass Knipp das eigentliche Ende dieses Experiments gar nicht beleuchtet. Unklar bleibt nämlich, inwieweit der dargestellte nationalistische Wahn tatsächlich von vielen über einen langen Zeitraum geteilt wurde oder letztendlich doch eher weitestgehend in kleineren nationalistischen Kreisen verblieb, die jedoch die Gunst der Stunde nutzen konnten. Ebenfalls schwierig ist, dass er Passagen, in denen von ungezügelter Erotik die Rede ist, unreflektiert mit der Anwesenheit von Frauen gleichsetzt, welche dadurch lediglich zum bloßen Beiwerk egozentrischer Handlungen der Männer degradiert werden. Wenngleich dies der Wahrnehmung der nationalistischen Protagonisten durchaus entspricht, wäre es an Knipp gewesen, diese Darstellung zu durchbrechen, anstatt sie (vermutlich ungewollt) zu reproduzieren. In Hinblick auf den Nationalismus und die Kriegstreiberei gelingt es ihm immerhin, dessen instrumentelle Einführung und bewusste Förderung darzustellen und zu problematisieren. So interessant die zeitgeschichtliche Darstellung insgesamt ist, scheint der Titel des Buches nur teilweise treffend gewählt: Um die Episode der Republik Fiume selbst geht es schließlich nur in einem Kapitel und wie Knipp selbst darstellt, handelt es sich bei ihr nicht um eine rein faschistische Angelegenheit.

Wenn die Absicht darin bestehen sollte, diese mit der Bedeutung der Pariser Kommune von 1871 für die sozialistische Bewegung zu analogisieren, hinkt der Vergleich in mehrfacher Hinsicht. Schließlich wurde Paris nicht von aufständischen Elitetruppen besetzt, sondern tatsächlich von großen Teilen der Bevölkerung selbst verwaltet, wobei reguläre Nationalgardisten zu dieser überliefen. Zwar spielten beide Ereignisse sich in von Krieg bedingten Umbruchsituationen ab, doch ist die Kommune von Paris nicht als Protest gegen die sich verändernden internationalen Machtverhältnisse zu betrachten, sondern als einer gegen autoritäre und zentralisierte Staatlichkeit selbst. In diesem Sinne stellte die Pariser Kommune im Unterschied zu Fiume weder einen Verhandlungsgegenstand internationaler Politik dar, noch diente sie zur Stärkung der Nation. Im Gegenteil war sie vielmehr ein - im weiten Sinne sozialistisches - Aufbegehren gegen die erzwungene Nationalstaatlichkeit. Was die Bereiche der Kultur und Lebensgestaltung angeht, wurden in beiden – tendenziell autonomen – Verwaltungsgebilden Frauen zumindest formell gleichgestellt. Im Fall der Pariser Kommune kommt darin tatsächlich ein Vorbild für die Weiterentwicklung des Sozialismus zum Ausdruck. Die Republik Fiume war damit allerdings keines für den Faschismus, welcher jegliche emanzipatorischen Errungenschaften beseitigte. Am ehesten waren – wie Knipp fortwährend betont - der Führerkult, die Manipulation der Masse, die

Entfaltung teils hanebüchener Mythologien und die übertriebene Ästhetisierung des Politischen die Wegweiser für den späteren Faschismus und wurden von diesem offenbar auch direkt aufgegriffen.

Dennoch gelingt es dem Autoren überzeugend, gerade die Vermischung verschiedenster ideologischer, mythologischer, politischer Aspekte und Lebensstile in einer Phase der allgemeinen Verunsicherung, der Orientierungslosigkeit und des Umbruchs darzustellen. Der Wert des Buches liegt demnach nicht in der Entdeckung neuer geschichtswissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern darin, dass er einen Teil italienischer Geschichte lebendig beschreibt und andeutet, welche Lehren aus ihr gezogen werden könnten. Sie bestehen in einer vehementen Zurückweisung des kriegerischen, ausgrenzenden Nationalismus, welche nicht aus einer vermeintlichen moralischen Überlegenheit heraus gelingen kann, sondern indem sein spezifisch historischer kultureller Kontext begriffen wird.

Kersten Knipp 2019:

Die Kommune der Faschisten. Gabriele D'Annunzio, die Republik von Fiume und die Extreme des 20. Jahrhunderts.

wbg Theiss, Darmstadt.

ISBN: 978-3-8062-3914-0.

288 Seiten. 20,00 Euro.

**Zitathinweis:** Jonathan Eibisch: Kein faschistisches Paris. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1582>. Abgerufen am: 08. 10. 2019 12:17.

## Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.